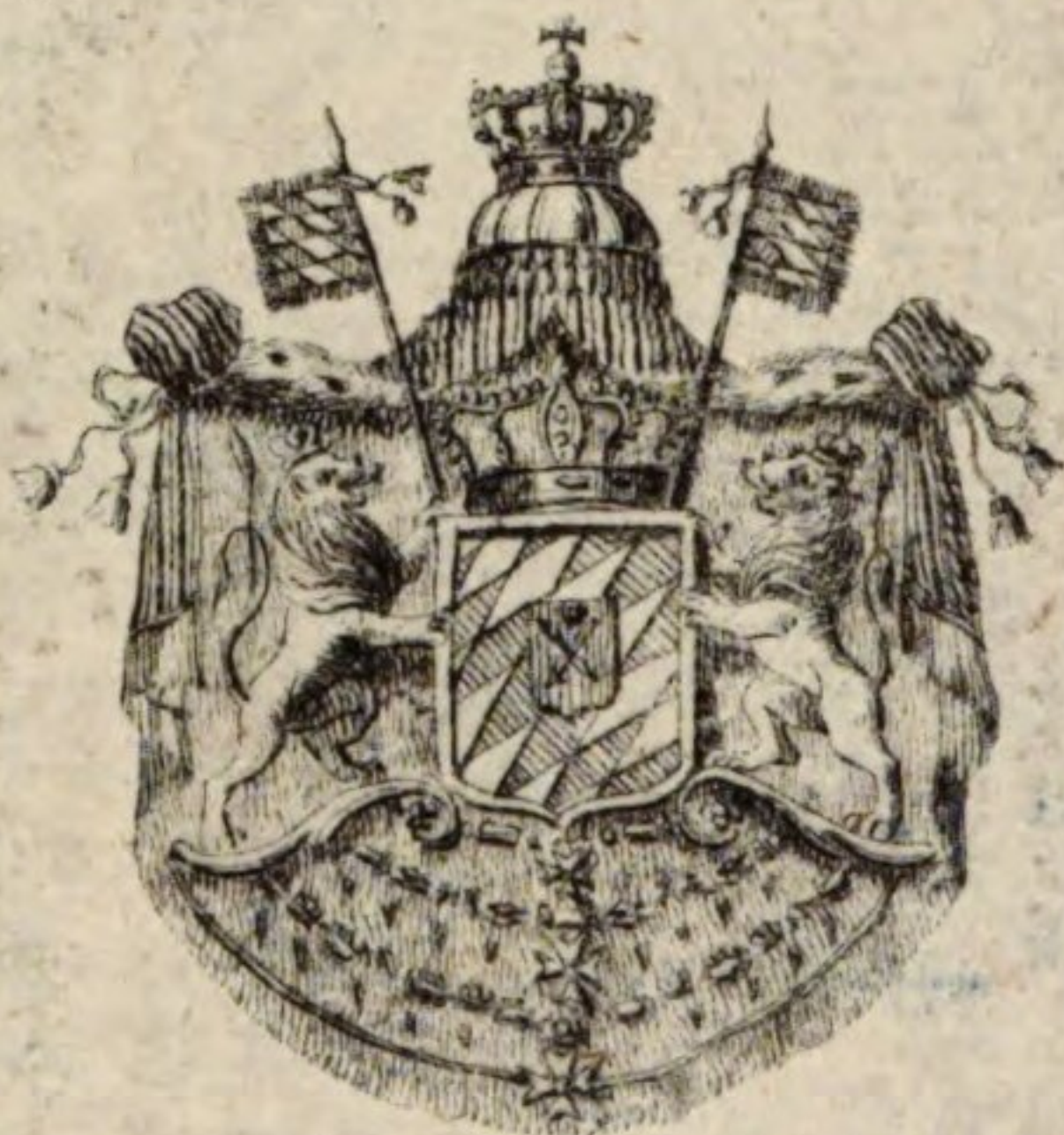
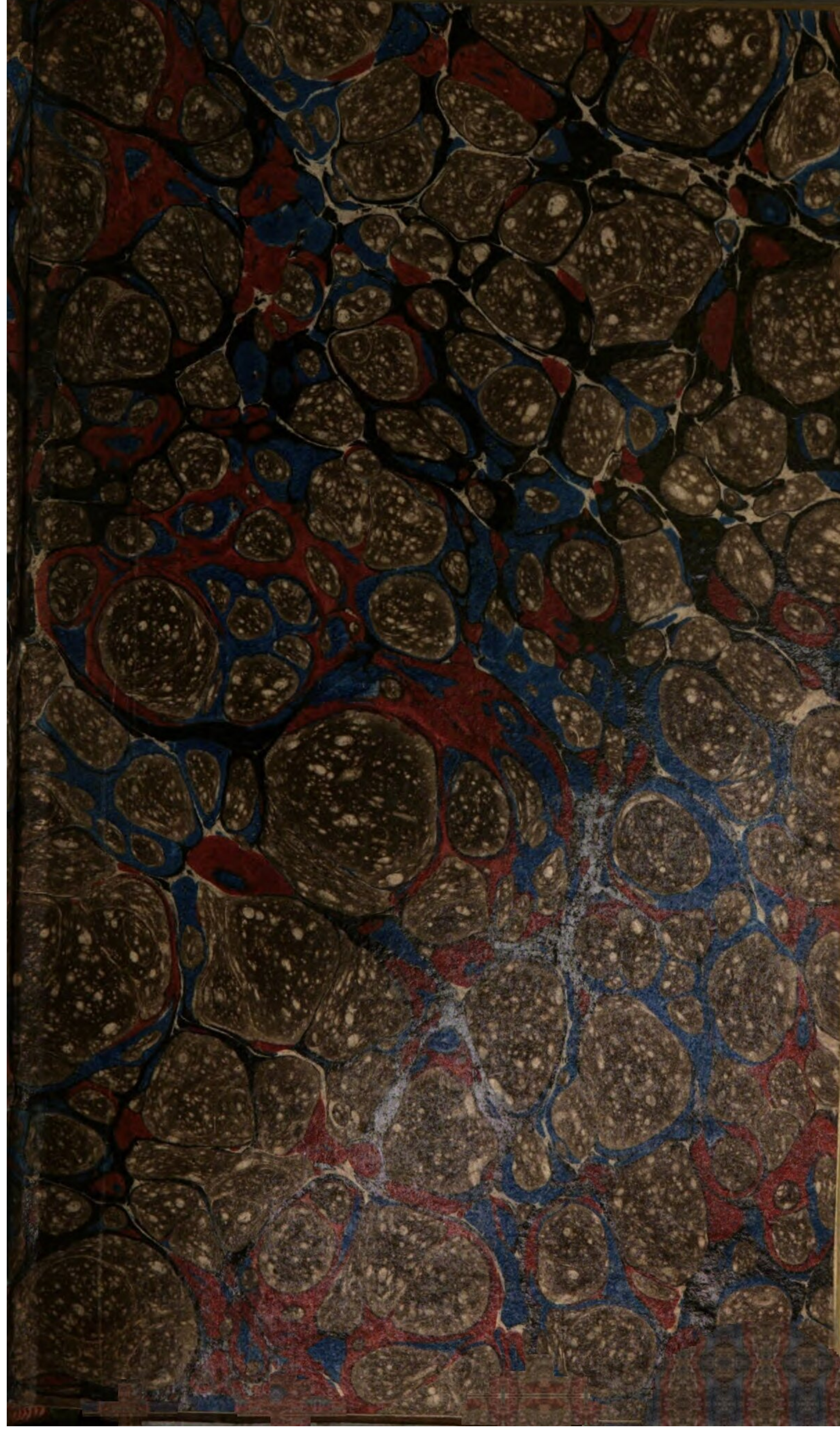


A. Gr. a.

1509



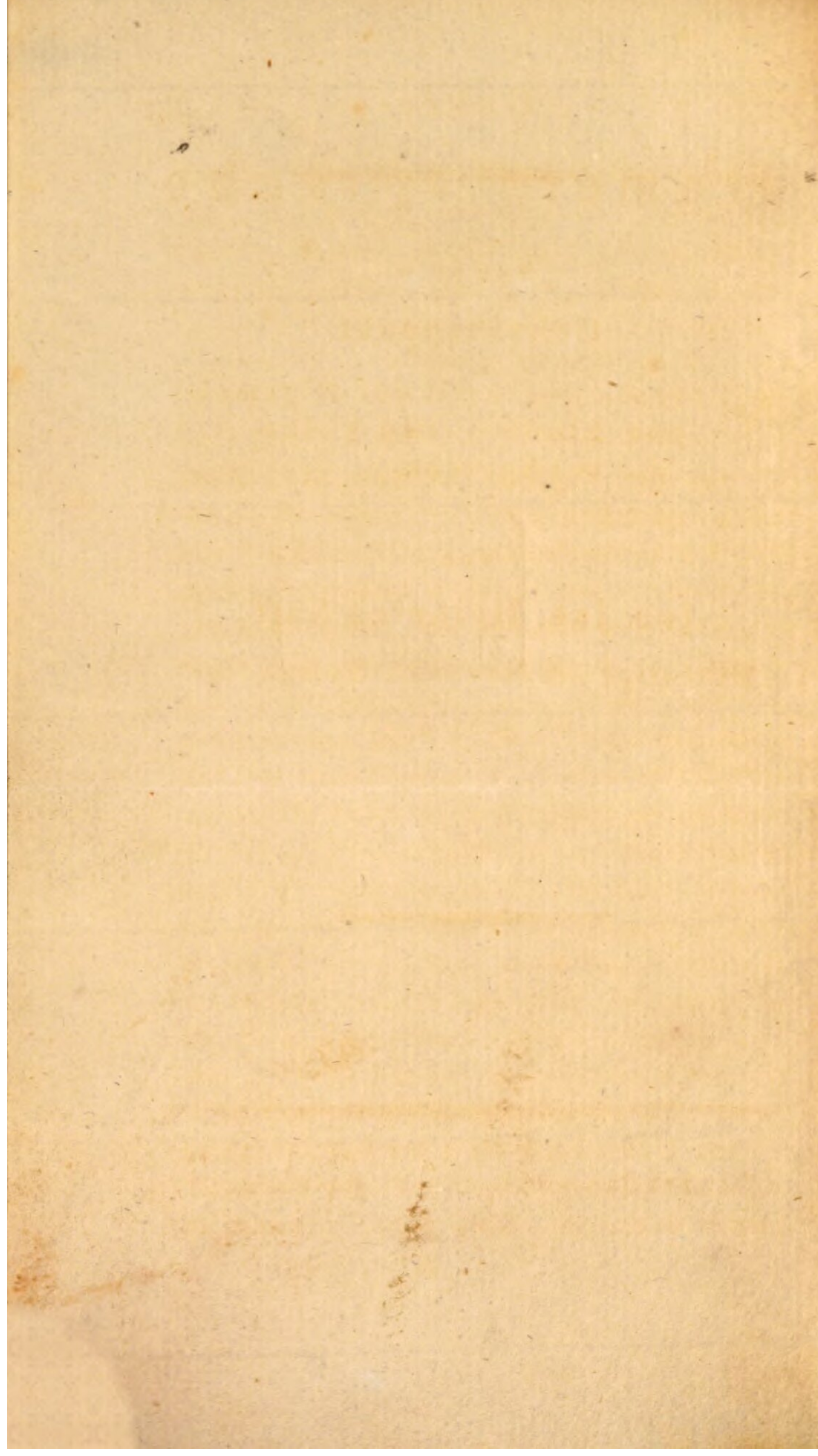
**BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.**



~~144.~~

A. G. a. 1509

(Homer)
Nast



Ueber
Homers Sprache

aus dem

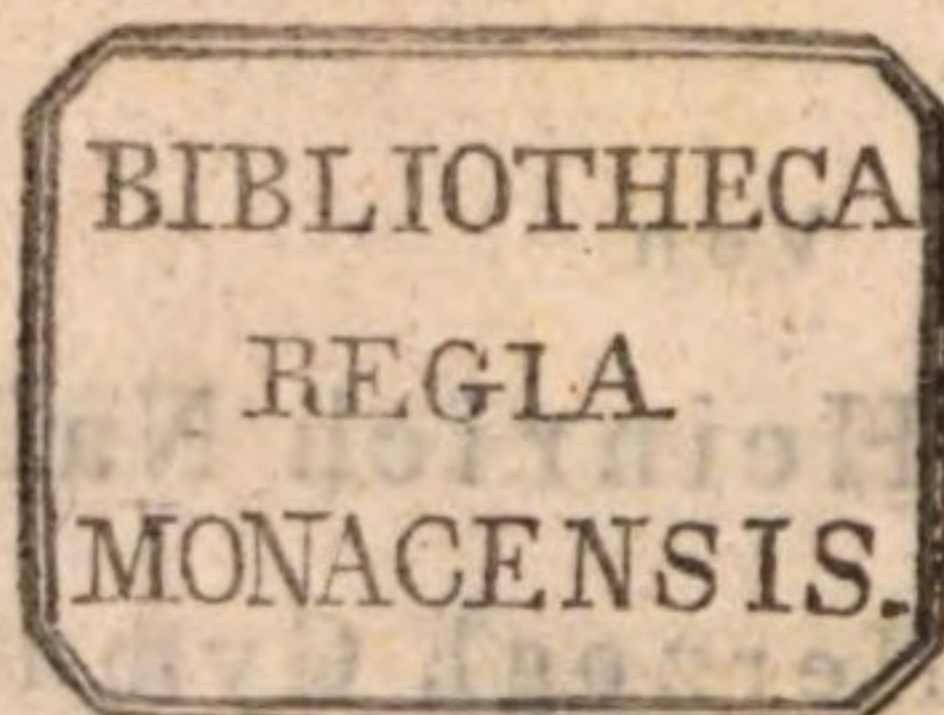
Gefichtspunkt

ihrer Analogie mit der allgemei-
nen Kinder - und Volks-
Sprache.

Von

Joh. Jak. Heinrich Naft,
Professor am Herzogl. Gymnasium
zu Stuttgart.

Stuttgart,
bei Johann Benedikt Metzler,
1801.



Wenn der Tag, an welchem Sie, Verehrungswürdigster Vater! das Gedächtniß von 50 im Dienste des Vaterlandes und der Kirche verlebten Jahren feyerlich begehen, für Sie Selbst ein Tag der Freude und des Dankes ist; wenn an der Freude dieses Tages so viele Ihrer Gönner und Freunde in der Nähe und Ferne, abwesend und anwesend den lebhaftesten Antheil nehmen, welch' ein Fest muß dieser Tag für mich, und für meine Brüder seyn! — Ueberall schallen Glück- und Segens - Wünsche Ihnen an diesem festlichen Tage entgegen; wie könnte bey diesem Jubel der Mund Ihrer Söhne verstummen! Nein, je näher uns die Ehre und Freude Ihrer Amts-Jubel - Feyer angeht, desto inniger fühlen wir die Pflicht, Ihnen, Bester Vater! bey dieser feyerlichen Gelegenheit ein kleines Denkmal zu stiften, und ein öffentliches Zeugniß unserer kindlichen Liebe, Verehrung und Dankbarkeit abzulegen, O! möchte ich nur im

Stande feyn, Ihnen die kindlichen Gefühle recht lebhaft zu schildern, von denen izt mein eigenes Herz, und das Herz meiner Brüder erfüllt ist! Möchte ich Ihnen alle die dankbaren Erinnerungen aufzählen und ausdrücken können, welche der heutige Tag, an dem wir das schönste und edelste aller Familien-Feste gemeinschaftlich feyern, in unsere Seele zurükruft!

Tiefgerührt preisen wir heute die gütige Vorsehung, die uns einen Vater gab, dem wir nicht bloß das Leben, sondern das, was dem Leben erst seinen Werth gibt, eine gute und sorgfältige Erziehung, und einen sehr großen Theil unserer Ausbildung verdanken, der die ersten Keime des Wahren, des Guten und des Schönen in unsre Seele pflanzte, und sich eifrig bestrebte, uns zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft, zu brauchbaren Bürgern des Staats heranzuziehen. Mit gleicher Innbrunst danken wir dem Allgütigen, daß Er uns diesen guten Vater erhielt, und ihm die Freude gewährte, auch die Früchte der Arbeit zu sehen, die er einst auf die Erziehung seiner Söhne verwandte, daß Er besonders dem Edlen Manne, der sein ganzes Leben der treuen Erfüllung seiner Berufspflichten und einer gemeinnützigen Thätigkeit

weihte, das feltne Glück zu Theil werden liefs, mit dem Ende eines Jahrhunderts die rühmliche Laufbahn von 50 Dienstjahren zu vollenden, um mit neugestärkter Kraft bei dem Anfang eines neuen Jahrhunderts eine neue Periode des Lebens und der Thätigkeit anzutreten. — In der That, nur wenigen ist es vergönnet, dieses schöne Ziel zu erreichen, und unter diesen wenigen, wie viele sinken nicht am erreichten Ziele ermüdet nieder? Nicht so der ehrwürdige Greis, dessen Jubel - Fest wir heute begehen. Noch steht Er aufrecht und mit fester Gesundheit am erreichten Ziel. Noch fühlt Er Thätigkeit genug in sich, seinen Lauf mit verjüngter Kraft aufs neue fortzusetzen, bis Ihn der Wille des Allerhöchsten von dieser irdischen Laufbahn zu einer höheren abrufen wird; Freundlichkeit strahlt aus Seinem Auge, Heiterkeit lacht aus jeder Seiner Minen, rege Munterkeit belebt alle Seine Glieder und Bewegungen, und mit voller Gegenwart des Geistes erndtet Er heute den Lohn einer fünfzigjährigen Arbeitsamkeit; genießt Er heute mit erhöhtem Entzücken die süßen Früchte eines in unermüdeter und nützlicher Thätigkeit zugebrachten Lebens. Sollte es hier erst nöthig seyn, die mannigfaltigen Verdienste des würdigen Jubel-Greises zu rühmen und auseinanderzusetzen?

Nein! der Sohn würde sich ohnehin am wenigsten zum Herold und Lobredner des väterlichen Verdienstes schicken. — Uud wozu auch Lobsprüche auf einen Mann, den die allgemeine und öffentliche Stimme schon längst unter die Zahl vorzüglich verdienter Männer aufgenommen hat, den so viele edle und würdige Männer im Vaterland und im Ausland von jeher mit ihrer Achtung und Freundschaft beehrt haben, den der Dank so vieler auch durch ihn gebildeten Schüler durchs Leben begleitet, kurz, dessen öffentliche und auf mancherlei Art ausgezeichnete Jubel-Feyer selbst die ächteste und lauteste Zeugin seiner anerkannten Verdienste ist! Doch vergeben Sie, Geliebtester Vater! wenn ich hier, wo alles mich an Ihre Verdienste erinnert, versucht werde, sie ins Licht zu setzen. Allein Ihre anspruchlose Bescheidenheit, die aus der kurzen und einfachen Erzählung Ihres Lebenslaufes so deutlich hervorleuchtet, verbietet mir davon zu reden. Ich gehorche und schweige. Nur erlauben Sie mir die einzige Bemerkung, daß auch Ihr Beyspiel die Wahrheit dessen bestätigt, was Cicero in seinem Buch vom hohen Alter so wahr und treffend sagt: „Was kann angenehmer seyn, als ein hohes Alter, wenn es von gemeinnützigen Kenntnissen, die man sich in der Jugend erwarb, begleitet

wird! Das ist ein elendes Alter, das nur durch Worte sich schüzet. Nicht die grauen Haare, nicht die Runzeln sind es, die das Alter ehrwürdig machen: nur ein in edlen Handlungen zugebrachtes Leben ist es, was dem Alter Würde, Ansehen und Ehre verschafft.“

Auch Sie, verehrtester Vater! genießen izt auf der hohen Stufe des Alters, auf welcher Sie stehen, die Ehre und Würde, die die unzertrennliche Folge und Begleiterin wahrer Verdienste ist; in den mannigfaltigen Kenntnissen und Einsichten aber, die Sie Sich als Jüngling und Mann erworben haben, und in denen Sie unaufhörlich fortgeschritten sind, finden Sie nun als Greis die vollste Entschädigung und den reichsten Ersatz gegen die Beschwerden, welche von dem hohen Alter sich nicht trennen lassen; ja die literarischen Beschäftigungen, die Sie auch izt noch fortsetzen, sind für Sie eine nieverfliegende Quelle der angenehmsten Empfindungen, und eine Würze der unschuldigen Freuden des geselligen Lebens und des freundschaftlichen Umgangs, für welchen Sie auch noch izt so lebhaft gestimmt sind. Die Heiterkeit Ihres Gemüths, die Munterkeit und noch immer anhaltende Thätigkeit Ihres Geistes, Ihre noch

so dauerhafte Gesundheit, die noch ungeschwächte Schärfe Ihrer Sinne und Organe, der leichte und volle Gebrauch Ihrer Leibes- und Seelen-Kräfte, alles dieses ist ein neuer zuverlässiger Beweis, daß eine beständige Uebung der Kräfte zugleich das beste Mittel ist, sie zu erhalten, und daß die gute Anwendung der früheren Jahre uns am sichersten einem frohen, glüklichen und zufriedenen Alter entgegenführet. Denn wer den Gang Ihres Lebens auch nur wenig kennt, der weiß, daß es eine Kette von Arbeiten war, daß Sie die Stunden des Tages, die von öffentlichen Arbeiten frey waren, zu nützlichen Privatbeschäftigungen in manchen Fächern der Wissenschaften anwendeten, und Ihre ganze Erholung nur in dem Wechsel der Arbeit fanden. Mit welchem Vergnügen, mit welcher innern Zufriedenheit können Sie nun aber auch auf die zurückgelegten Jahre Ihres Lebens zurücksehen, und das süße Bewußtseyn genießen, durch rastlose und vielseitige Thätigkeit Ihr eigenes Leben verlängert, und Ihre Kräfte gestärkt zu haben; und wie ruhig auf der andern Seite den Augenblick erwarten, in welchem Sie einst Ihr müdes Haupt niederlegen, und in die Wohnungen des Friedens und der Ruhe eingehen werden.

Ich habe nun alles gesagt, was die kindliche Pflicht und Liebe mir zu sagen gebot. Statt aller weitem feyerlichen Glückwünsche will ich Sie lieber mit einem Gegenstand unterhalten, von welchem ich gewiss weiß, daß er auch für Sie nicht ohne Reiz seyn wird, da er mit einer Ihrer vormaligen Lieblingsbeschäftigungen, die Sie auch izt noch fortsetzen, mit Ihren grammatischen Forschungen über unsre vaterländische Sprache gewissermaßen verwandt ist. Ich werde Ihnen nemlich einige Bemerkungen über die Sprache des Homer, vornemlich aus dem Gesichtspunkt Ihrer Analogie und Uebereinstimmung mit der allgemeinen Kinder- und Volks-Sprache vorlegen, auf die ich bey wiederholter Erklärung dieses Dichters in meinen öffentlichen Lehrstunden gestossen bin, und wünsche nichts mehr, als daß dieses kleine literarische Geschenk, das ich Ihnen an Ihrem Amtsjubel - Feste weihe, Ihnen angenehm, und die Bemerkungen selbst, welche ich über Homers Sprache machen werde, Ihres Beifalls, und des Beifalls anderer Kenner nicht unwürdig seyn mögen.

Zu den innern Beweisen für das hohe Alterthum der Homerischen Gedichte gehört vornemlich auch derjenige, welcher von der Sprache des Dichters hergenommen wrd. Gemeiniglich hält man den Homer für den ersten und ältesten Dichter der Griechen, man legt ihm den Namen des Vaters der griechischen Dichtkunst bey, und er verdient diesen Namen mit allem Recht, weil seine Werke die ältesten Denkmäler der griechischen Dichtkunst sind, die wir kennen; gesetzt auch, daß er manches aus noch ältern und frühern Dichtern geschöpft, und die Gefänge derselben, die durch Ueberlieferung auf ihn gekommen waren, für seine eigne Gefänge benutzt hätte. Die Sprache dieses uralten Dichters ist daher gewiß kein unwürdiger Gegenstand einer genaueren Forschung, aber diese Forschung ist zugleich von einem so unbegrenzten Umfang und in eine so tiefe Dunkelheit gehüllt, daß man sich auf diesem weiten Felde leicht in Labyrinth verirrt, aus denen es schwer ist, einen Ausgang zu finden. In der That haben auch die Untersuchungen, welche so manche Gelehrte über die Sprache Homers, und über die ursprüngliche Beschaffenheit und Abstammung der griechischen Sprache überhaupt angestellt haben, hinreichend bewiesen, daß nichts leichter ist, als bei solchen dunkeln

Untersuchungen auf Abwege zu gerathen, und sich in willkührliche Hypothesen und leere Muthmassungen zu verlieren. *) Wenn

*) Unter der grossen Anzal von Schriften, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigen, und uns Aufschlüsse und Aufklärungen darüber versprechen, gedenke ich hier nur der Untersuchung über Homers Leben und Schriften von dem Engländer Blackwell. Der Verfasser hat in dieser Schrift eine grosse Belesenheit, und mannigfaltige Gelehrsamkeit an den Tag gelegt, auch manche scharfsinnige und treffende Bemerkungen gemacht; aber ausserdem, dass er meistens zu weit aushohlt, zu sehr ausschweift, und in seinen gelehrten Zusammenstellungen zu wenig Kritik verräth, so ist er besonders in dem, was er von der Bildung der Sprache des Homer und von dem Einfluss äusserer Dinge auf dieselbe beibringt, theils oberflächlich und unbefriedigend, theils schwankend und unrichtig, und geht überall von dem falschen Grundsatz aus, als ob wir im Homer bereits das Muster und Ideal einer völlig ausgebildeten oder vollkommenen Dichtersprache vor uns hätten. Aus den Lobsprüchen, welche das Alterthum mit einem Mund der Vortreflichkeit der Homerischen Gedichte beilegt, zog Blackwell den allzuraschen Schluss, dass auch Homers Sprache die vollkommenste Dichtersprache seyn müsse. Hätte er aber nur den innern Bau der Homerischen Sprache genauer erforscht, so würde er ohne Zweifel auf ein ganz anderes Resultat gekommen seyn, ohne darum der Ehre des Dichters im geringsten zu nahe zu treten. In den Ableitungen der griechischen Worte

es schon eine sehr schwierige Aufgabe ist, eine lebende durch Schriftsteller gebildete Sprache bis zu ihren ersten Anfängen zu verfolgen, und sie gleichsam in ihre Elemente aufzulösen, wie sehr werden sich nicht diese Schwierigkeiten bei einer ausgestorbenen Spra-

aus Homer, besonders der eigenen Namen, bei denen er sich fürnemlich auf Bochart beruft, verfällt er in spielende und willkührliche Etymologien, ohne zu überlegen, wie misslich und unsicher es ist, griechische Worte aus den Wurzeln der phoenicischen, ebräischen und anderer orientalischen Sprachen ableiten zu wollen. Dahin rechne ich z. B. die Ableitung der Cimmerier im Homer von Cimmir, nigrescere Cimrir, tenebrarum atror. So soll die Scylla von Scol Vertilgung, die Charybdis von Chor-Obdan der Schlund des Verderbens herkommen. Ferner der Name des Aëolus des Königs der Winde von Aol. Sturm, und daher auch das griechische ἄελλα. Die Sirenen von Sir Gesang Siren das singende. Der Name der Kirke Vertilgerin von Kirkar, verderben, umstürzen, oder auch von Kir eine Mauer, weil eine Mauer um ihren Pallast lief. Die Lästrygonen, die Homer als Riesen und Menschenfresser schildert, von Lais tirgam, leo mordax, ihr König Lamus von Laham vorare, Lahm caro. Eben so der Name des grausamen epirischen Königs Echetus, der die Lente, die man ihm zuschickte, verstümmelte, von Catath contundere; daher Echethoth contusus. u. s. w.

che vermehren, deren Denkmäler nur noch in todten Buchstaben und Worten leben, über deren ächte und eigentliche Aussprache wir nicht einmal gewiss seyn können. Wir sehen zwar einen Strom sich durch weite Gefilde in mannigfaltigen Krümmungen hindurch schlängeln, aber wir vermögen nicht, bis zu seiner verborgenen Quelle hindurchzudringen. Wir erblicken vor uns einen Baum, dessen majestätischer Stamm sich in tausend Aeste und Zweige ausbreitet, dessen Wurzeln aber sich unßern Augen entziehen. Auf dieselbe Weise verhält es sich mit der menschlichen Sprache, dem edelsten Produkt des menschlichen Verstandes, worinnen alle Kenntnisse des Menschen niedergelegt, festgehalten und aufbewahrt werden. Wer vermag nur eine einzige Sprache durch alle Perioden ihrer stufenweisen und allmäligen Fortbildung rückwärts bis zu ihrer Quelle zu verfolgen, und die mannigfaltigen Ursachen anzugeben und aufzuzählen, die in die Gestalt, welche sie annahm, Einfluß hatten, und wodurch sie gerade diese und keine andere Bildung erhielt? Wie viel weniger ist es demnach möglich, dem Ursprung der so mannigfaltigen und so sehr verschiedenen Sprachen des Erdbodens so weit nachzugehen, daß man die Geseze ihrer Verschiedenheit und Uebereinstimmung, aus

denfelben das Gefeß ihrer allgemeinen Verwandtschaft, genau zu entdecken, und von da aus zu der Urfprache, (wenn es wirklich eine folche gab) woraus alle Sprachen der Erde entftanden feyn follten, hinaufzuftiegen im Stande wäre! Doch, — alle diefe allgemeinen Betrachtungen über den Urfprung, und den Mechanismus, oder vielmehr Organismus der Sprachen liegen jezt außer meinem Wege; ich bleibe vielmehr bloß bei der Sprache des Homer ftehen, und fchränke mich hauptfächlich darauf ein, fie aus einem Gefichtspunkt, aus welchem fie vielleicht noch nicht, wenigftens noch nicht forgfältig genug betrachtet worden ift, anzufehen, in wie ferne fie nemlich mit der Sprache des Kindes und des gemeinen Mannes übereinkommt. Vielleicht, daß die wenigen Bemerkungen, die ich aus diefem Gefichtspunkt über Homers Sprache machen werde, auch etwas beitragen können, fie theils beffer zu verftehen, theils richtiger zu beurtheilen, und zu würdigen. Wenigftens beforge ich nicht, daß man mir vorwerfen wird, ich habe den erhabenen Dichter durch eine Vergleichung feiner Sprache mit der Sprache der Kinder heruntergewürdigt. Muß nicht vielmehr ein Dichter, der die unbefangne unſchuldige Sprache des Kindes redet, uns nur um fo viel anziehen-

der und lebenswürdiger erscheinen? Und werden wir ihm nicht eben so gern, und mit eben dem Interesse zuhören, womit wir auf die naiven Gespräche unserer Kinder lauschen, wenn wir uns selbst den süßen Traum der entflohenen Kindheits-Jahre zurückrufen wollen?

Dafs die Sprache der Griechen zu der Zeit, als Homer seine Gedichte sang, noch in ihrer Kindheit war, bedarf wohl keines umständlichen Beweises. Auch darf man es nach den scharffinnigen Untersuchungen, die von Wood, Merian, und hauptsächlich von Wolf über Homers Gefänge sind angestellt worden, was auch zween neuere Schriftsteller, Herr St. Croix, und besonders der gelehrte Post-Secretair Herr Amelang *)

*) Die Schrift dieses Mannes gehöret unstreitig unter die seltenern und merkwürdigern Erscheinungen der lezteren Messe. Sie enthält einen Schatz antiquarischer, philologischer, historischer und chronologischer Kenntnisse, welche mit der feinsten und scharffinnigsten Combinations-Gabe verbunden sind. Sie verdient daher gewifs eine genaue und sorgfältige Prüfung, wenn es auch dem Verfasser nicht gelungen seyn sollte, seinen Hauptsatz zu erweisen, und die Gründe seiner Gegner umzustossen. Ich wenigstens habe mich durch

in seiner neuesten Schrift „über das Alterthum der Schreibkunst und die Correspondenz im Homer dagegen vorgebracht und eingewendet haben, beinahe als erwiesen annehmen, daß Homer seine Gedichte nicht geschrieben hat. Setzt man aber dieses voraus, so ist eben diese Voraussetzung der stärkste Beweis, daß die Sprache der Griechen, wie wir sie in den Gefängen finden, die unter Homers Namen auf die Nachwelt kamen, noch ganz auf der Stufe der Kindheit stand. Denn keine Sprache kann aus dem Stande der Kindheit heraustreten, so lange sie nicht geschrieben, und durch Schriftsteller und schriftstellerische Versuche gebildet, und gleichsam fixirt wird. Erst dadurch bekommt sie ein gewisses festes Gepräge, und einen Charakter der Consistenz; sie wird an gewisse Regeln gebunden, und der Bau sowohl als das Gewebe ihrer Perioden wird auf der einen Seite mannigfaltiger,

alle von dem Verfasser vorgelegte Gründe nicht von dem Resultat seiner Behauptungen überzeugen können, und es würde sich, wenn hier der Ort dazu wäre, leicht zeigen lassen, daß die meisten seiner Sätze und Behauptungen theils auf unerwiesene Voraussetzungen gebaut sind, theils auf *petitiones principii* hinauslaufen.

künstlicher und verschlungener, aber zugleich auch regelmäßiger, und rundet sich zu einem schönern und bestimmtern Ganzen. Gerade diese philosophische Festigkeit und Bestimmtheit ist es aber vornemlich, was wir an Homers Sprache vermissen, und wodurch sie sich der Sprache des Kindes und des noch ganz sinnlichen Menschen am meisten nähert. — Man erlaube mir hier, ehe ich zur nähern Betrachtung des kindischen Gepräges der Homerischen Sprache fortschreite, eine vorläufige Bemerkung, woraus sich die von den scharfsinnigsten Kritikern aufgestellte Behauptung, daß Homer seine Gedichte nicht geschrieben habe, aufs neue bestätigt. Wir treffen nemlich in Homers Gefängen bei der höchsten Einfachheit und Simplicität und bei einem beinahe gänzlichen Mangel eines an feste Regeln gebundenen Perioden-Baus doch eine unendliche Mannigfaltigkeit an Wortformen und Beugungen der nemlichen Worte an, die sich auf die verschiedenen Dialecte oder Mundarten gründen, nach denen die griechische Sprache unter den verschiedenen Hauptstämmen dieses Volks gesprochen wurde. Diese Mundarten waren vielleicht zu Homers Zeiten noch nicht so genau voneinander geschieden, und flossen noch auf gewisse Weise zusammen: dennoch lassen sich schon in Ho-

mers Gefängen aus der Mannigfaltigkeit seiner Wortbildungen die verschiedenen Mundarten der griechischen Volksstämme, des Jonischen, aus welchem der Attische erwuchs, des Dorischen und Aölischen deutlich genug erkennen; und es kann nicht geleugnet werden, daß Homer die Hauptdialekte seines Volks in seiner eignen Sprache verbindet und zusammenmischt, wenn er sich gleich vorzüglich der jonischen Mundart bedient, weil er höchstwahrscheinlich aus Jonien stammte. Würde nun aber wohl Homer diese verschiedene Mundarten in seinen Gedichten auf eine so seltsame Art verbunden und zusammen gemischt haben, wenn sie nicht ursprünglich bloß für den mündlichen und lebendigen Vortrag bestimmt gewesen wären? In der That, die so sonderbare Mischung und Vereinigung mehrerer Dialecte in einerlei Gedichten läßt sich nur dann auf eine natürliche und befriedigende Art erklären, sobald man annimmt, Homer und die Homeriden haben ihre erzählende Gedichte bloß vor den Ohren der griechischen Völker abgesungen, und sich bei ihrem Vortrag jedesmal nach dem Provinzial-Dialecte dererjenigen, vor welchen sie sangen, gerichtet. Dann aber kann es uns auch nicht mehr befremden, daß eben diese Gefänge nachher von spätern Rhapsoden oder
auch

auch Grammatikern in jener veralteten, und, wenn ich so sagen darf, ungrammatischen Sprache niedergeschrieben wurden, um sie mit dem edlen Roste des Alterthums auf die Nachwelt zu bringen, und als ehrwürdige Denkmale und Ueberreste der lebendigen Volkspoesie aufzubewahren. Mit einem Wort, die ganze Beschaffenheit der Sprache Homers, die durchgängige Zurückführung geistiger Begriffe auf ein sinnliches Bild, und die Bezeichnung selbst sinnlicher Ideen durch andere sinnliche Begriffe oft nur nach einer entfernten und dunkel gefühlten Analogie, das Schwankende und Unbestimmte in seinen Wortbildungen und Zusammensetzungen, und selbst in den Bedeutungen der Worte, die er bald in diesem, bald wieder in einem andern, zuweilen ganz entgegengesetzten Sinne nimmt, die oft so lose Verbindung der einzelnen Sätze, ihre Dehnung und Zerstückelung, das umständliche Detail bis auf die geringfügigsten Umstände in den Beschreibungen und Erzählungen des Dichters, wodurch sie übrigens nur desto anschaulicher, lebendiger, und malerischer werden, seine Verkürzungen und Verschränkungen der Sätze, und dann wieder die häufigen Wiederholungen; die langen Einschaltungen und Parenthesen, durch welche der Gang einer Rede, der Lauf einer Erzählung

oft auf eine ganz unerwartete Art unterbrochen wird; alle die Inconsequenzen oder Anacolutha in den Wortfügungen des Dichters, alle seine Buchstaben - Verwechslungen, Versezungen und Zusammenziehungen, alle seine Pleonasmen, Ellipsen und Emphasen, kurz, alle die grammatischen Figuren, die er so oft anbringt, ohne ihre Namen zu wissen; dies alles und noch manches andre beweist augenscheinlich, daß Homers Sprache sich noch nicht zur Schriftsprache ausgebildet hatte, und von dem regelmäßigen Bau und Zuschnitt einer solchen Sprache noch weit entfernt war. Geben uns nicht auch schon die geflügelten Worte (*ἑπὶ πτερόεντα*) im Homer, die jedesmal vorkommen, so oft eine Person redend eingeführt wird, wenn wir sie mit so vielen andern Datis in dem Dichter zusammenstellen, aus denen der Mangel der Schreibkunst und des Gebrauchs schriftlicher Verhandlungen im Zeitalter Homers erhellet, einen sehr klaren Beweis an die Hand, daß die damalige Sprache noch nicht zu dem Aug, sondern nur zu dem Ohre sprach, und daß man zu jener Zeit noch nicht daran dachte, den Schall der Worte festzuhalten, und die vorübereilenden, verhallenden Töne durch sichtbare Schrift- und Buchstaben - Zeichen zu fixiren?

Doch, es ist Zeit, nach diesen vorläufigen Bemerkungen zu dem eigentlichen Gegenstand dieser kleinen Denkschrift zurückzukehren, und nach den bereits angegebenen Rücksichten die Uebereinstimmung der Sprache Homers mit der allgemeinen Kindersprache näher in das Licht zu setzen. Wollen wir nun die Analogie der homerischen Sprache mit der Sprache des Kindes deutlich zeigen, so werden wir zuerst das Eigenthümliche und Charakteristische der Kindersprache angeben, zugleich aber auch die Anwendung auf Homers Sprache machen, und durch Beispiele zeigen müssen, daß sie den Stempel der Kindersprache vollkommen an sich trägt. Bei Bestimmung des Eignen der Kindersprache wird sich alles auf zwei Hauptpunkte, auf die Art der Wortbildung, und der Wortfügung zurückführen lassen.

Das Charakteristische der Kindersprache zeigt sich nemlich fürs erste in der Art der Wortbildung, worunter ich hier nicht bloß den Mechanismus derselben, oder die mechanische Bildung der Wortlaute, wodurch gewisse Begriffe bezeichnet werden, sondern auch die Bezeichnung der einzelnen Begriffe selbst mit ihren Nebenbestimmungen begreife; und fürs zweite in der Art der Wortfügung,

oder in der Verbindung mehrerer Worte und Ideen zu einem Satz, und in der Zusammenfügung mehrerer Sätze untereinander. Nach diesen beiden Haupt - Gesicht - Punkten will ich nun das übereinstimmende der homerischen Sprache mit der Kindersprache zeigen; und wenn meine Darstellung dieses Gegenstandes etwa zu unvollständig und unbefriedigend ausfallen sollte, so bemerke ich dagegen, daß meine Absicht bei dieser kleinen Gelegenheitschrift nicht dahin gieng, diesen Gegenstand zu erschöpfen, sondern blos einige Beiträge zu weiterer Aufklärung desselben zu liefern, und andern zu einer noch bessern und richtigern Darstellung der Sache einige kurze Winke zu geben.

Die Kindersprache zeichnet sich fürs erste in Absicht auf die mechanische Bildung der Wortlaute dadurch aus, daß Kinder wegen ihrer noch ungeübten Sprachorgane, oft auch aus Bequemlichkeit und angenommener Gewohnheit die Worte unrichtig und unvollkommen aussprechen, und entweder am Anfang oder am Ende eines Wortes Buchstaben und ganze Silben hinweglassen, oder auch die Buchstaben eines Wortes um der leichtern Aussprache willen versetzen oder Silben zusammenziehen. Eben dieses geschieht in

der Provinzial-Sprache des gemeinen Mannes. Das nemliche finden wir nun auch in der Sprache des Homer. Denn was find wohl die Aphäresen, und Apocopen, die Metathesen und Synkopen und alle die sogenannten grammatischen Schemata und poëtischen Lizenzen in der homerischen Wortbildung anders, als Ueberreste der Kindersprache, und unvollkommne aus dem bequemern Volks - Dialekt geschöpfte Ausdrücke. So finden wir z. B. im Homer ἦ (Sprach's) häufig für ἐφη, αἶα (Erde) statt γαῖα, εἶβειν (Trankopfer gießen) statt λείβειν; δῶ (Haus) sogar für δῶμα, κέρτισος, κατίδραδε (der Beste, er schlief) statt κέρτισος, κατίδαρδε; κάμμορος, κάββαλε, κάππεσε, statt καμμορος, κατέβαλε, ὥς für ἔτως und ähnliche unzählige Syncopen und Metathesen, die sich mit leichter Mühe auffinden und zusammenstellen ließen. Wer nun glauben will, Homer habe alle diese Freiheiten in der Bildung der Worte erst in die poëtische Sprache eingeführt, um sich dadurch den Bau seiner Hexameter zu erleichtern, mit dem will ich nicht streiten; ich hingegen betrachte alle die angeführten Wortformen als *vivas voces*, die sich dem Sänger von selbst darboten, und die er in dem freyen Flug seines noch gar nicht an prosodische Kunstregeln gebundenen epischen

Gefanges um so weniger verschmähte, da er eine andere, als die Volkssprache weder reden konnte, noch wollte.

Die Aehnlichkeit der Sprache Homers mit der Sprache der Kinder und des gemeinen Mannes verräth sich auch durch ihren Reichthum an den sogenannten Onomatopoeien, oder den malenden Worten, welche besonders tönende Gegenstände und den Schall derselben nachahmen. Es würde zu umständlich seyn, alle diese malenden und nachahmenden Worte aus Homers Gedichten anzuführen. Ich begnüge mich daher, den Leser der homerischen Gefänge nur an die μήκαδας αἶγας, an die mekernden Ziegen, an die βληχὴ das Blöken der Schafe, den μυκηθερός, das μύκειν das (Mu) Brüllen der Rinder, und das ὑλασσεῖν das Bellen der Hunde, (wovon ohne Zweifel auch φύλαξ, ein Wächter abstammt, indem man die Idee eines wachenden Hundes auf den allgemeinen Begriff eines Wächters und Bewahrers übertrug) und an einige ähnliche Naturlaute, die im Homer vorkommen, z. B. das Wort ροχθεῖν und βομβᾶν oder βομβίζειν zu erinnern, von denen das Erstere das Brausen der Meereswogen, und das andere den dumpfen hohlen Schall eines fallenden Steins (Odyss. VIII. v. 190.) oder

auch das Summen der Insekten so natürlich mahlt. Wer die Schilderung des Dichters von der Charybdis im 12ten Gefange liest, der wird gewiß die lebendige Darstellung nicht verkennen, welche besonders auch in den malenden Worten liegt, wodurch der Dichter das Einschlürfen und Ausgurgeln des Wassers so natürlich nachahmt. Dergleichen malende Worte und Ausdrücke sind allerdings ein besonderes Eigenthum der Dichtersprache, und gehören vorzüglich zum Gebiete des Dichters; aber viele derselben hat die Sprache des Dichters erst aus der Kindersprache entlehnt und angenommen, indem die Kindersprache mit der poëtischen Sprache den gleichen Zweck hat, jeden Gegenstand, so viel möglich, zu versinnlichen. Hat nicht auch Homer sein *παπαῖζειν*, sein *πάπα φίλ'*, womit er die sanfte und mitleidige Naufikaa im 6ten Gesang ihren lieben Vater anreden läßt, unmittelbar aus der stammelnden Sprache des Kindes aufgenommen?

In der Beugung der Haupt- und der Zeitwörter, oder in den sogenannten Deklinationen und Conjugationen ist die Kindersprache zwar einfacher und gleichförmiger, aber auch minder regelmäßig als die gebildete Sprache. Jene unterscheidet die verschiedenen Deklina-

tionen und Conjugationen in ihren abweichenden Abänderungen und Abwandlungen noch nicht so genau und sorgfältig. Das nemliche findet sich im Homer. Wenn wir schon in seinen Beugungen der Casuum bereits mehrere Deklinationen deutlich unterscheiden können, so weist doch sein gleichförmiger Dativus pluralis in allen 3 Hauptdeklinationen, den ich eben so wenig für eine bloße poetische Lizenz halten möchte als die obenbemerkten grammatischen Figuren, auf eine einzige ursprüngliche Deklination hin. Homer bildet seinen Dativ in der Mehrzal durch alle 3 Hauptdeklinationen gleich, indem er dem Nominativ der Mehrzal die Silbe *σι* anhängt. So kommt von *λιτῇ* (1 Dekl.) Plur. *λιταὶ* und davon *λιτῇσι* im Dativ, welches eben so viel ist als *λιτᾶσι*; von *ὀφθαλμός* (2 Dekl.) im Pl. *ὀφθαλμοὶ* Dativ — *μοῖσι*: Eben so die Worte der 3ten Deklination: *πᾶς*, *ἀκούων*, *ἀκτὶν* u. f. w. im Plural *πάντες*, *ἀκόντες*, *ἀκτίνες*, im Dativ *πάντεσσι*, *ἀκόντεσσι*, welche Urform nachher in *πᾶσι*, *ἀκέσσι*, *ἀκτίσι* zusammengezogen wurde. Dafs einerlei Worte die Form verschiedener Deklinationen annahmen, sieht man aus den Worten *υἱός*, und *υἱεύς*, (Sohn) welche beede Formen beim Homer vorkommen, und aus *ἐριήρες* *ἑσᾶίροι*, (die lieben Genossen) wo Homer im Beiwort die Form der 3ten Deklina-

tion immer braucht, obgleich auch die Form *ἐείνους* (2 Dekl.) eben so gut als *ἐεινένους* (3 Dekl.) üblich war.

Was die Zeitwörter anbetrifft, so findet man zwar im Homer die verschiedene Genera, Modos und Tempora derselben bereits deutlich genug unterschieden, aber gleichwohl hat sich in Absicht auf die Zeitwörter eine Redeform in Homers Gefängen erhalten, welche mit der allgemeinen Kindersprache auf eine merkwürdige Art übereinstimmt, und offenbar aus derselben abstammt: ich meyne die Verwechslung und den Gebrauch des Infinitiv statt des Imperativ. Es ist allgemein bekannt, daß Kinder, die im Sprechen noch ungeübt, und mit den Sprachregeln noch nicht bekannt sind, insgemein im Infinitiv sprechen, und sich dieser Sprechart, eben weil sie die leichteste, einfachste und zugleich unbestimmteste ist, am häufigsten statt des Imperativs bedienen. *) Und gerade diese Sprechart ist dem Homer so eigenthümlich und gewöhnlich, daß es bei der unzähligen Menge von

*) Wenn das Kind von seinem Vater Brod verlangt, wird es nicht sagen: Vater, gib (mir) Brod; sondern vielmehr: Vater, Brod geben.

Beispielen, die uns fast auf allen Seiten begegnen, überflüssig seyn würde, einige besonders auszuzeichnen. Man müßte demnach sehr eigenfinnig seyn, wenn man in dieser beim Homer so gar häufig vorkommenden Redeform das Echo der Kindersprache nicht erkennen wollte, zumal, da alle andre grammatischen Erklärungen, (z. B. die Annahme der Ellipse $\delta\tilde{\iota}$.) theils gezwungen, theils den Regeln der Grammatik selbst entgegen seyn würden.

Eine sehr in die Augen fallende Aehnlichkeit zwischen der Kinder- und Volkssprache und der Sprache des Homer zeigt sich ferner in dem Gebrauch der Pleonasmen und Tautologien, welcher beiden sehr gemein ist. Es ist nemlich bei Kindern und gemeinen Leuten etwas gewöhnliches, daß sie manchmal ein ganz überflüssiges Wort in eine Rede einschalten, das zur Vollständigkeit und Ergänzung des Sinnes nicht das geringste beiträgt, oder auch, daß sie mehrere Worte von gleicher oder ähnlicher und sinnverwandter Bedeutung miteinander verbinden, in der Meinung, sich dadurch entweder deutlicher zu machen, oder auch ihren Worten einen größern Nachdruck zu geben. Dergleichen Pleonasmen und Tautologien hat auch Homer in

unzähligen Stellen. Wenn wir sagen, in meinem Sinn und Gemüth, so sagt auch Homer auf dieselbe Weise und mit demselben Pleonasmus *κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν*; besonders ist jener in der gemeinen Volkssprache so gebräuchliche Pleonasmus des persönlichen Fürworts mir und dir auch dem Homer ganz geläufig. So sagt Ulyss, um aus hundert Stellen nur eine anzuführen (Odys. XIII, v. 208.) „die mitgebrachten Schätze weiß ich nicht zu verwahren, und kann sie doch auch nicht hier lassen, damit sie (mir) nicht andern zur Beute werden.“ „μήπως (μοι) ἔλωρ ἄλλοις γένηται.“ So sagt in eben dem Gesang v. 414. Minerva zu Ulyss: „ich gehe izt, um deinen Sohn Telemach zu rufen, der (dir) nach Lacedämon zu Menelaus gegangen ist:“ und im 11ten Gesang v. 251. gibt sich Neptun, nachdem er die Tyro beschlafen hatte, in folgenden Worten zu erkennen:

„Siehe, ich bin (dir) der Erderschütterer
Poseidon.“

Αὐτὰρ ἐγὼ (τοι) εἰμὶ ποσειδάων ἐνυσίχθων.

Tautologien liebt Homer nicht weniger bei Zeit- und Nennwörtern. So kommen im 11ten Gesang die Redensarten vor: „*τᾶντα τοι τελευτήσω τε καὶ ἔρξω*“ das will ich dir vollenden

und thun; oder v. 388. θάνον καὶ πότμον ἐπέσπον; sie starben und erfüllten ihr Schicksal. Eben daselbst verbindet er mit dem Hauptwort νεκρές (die Todten) die ganz überflüssigen und tautologischen Participial - Beiwörter κατατεθνεῖσσι; und καταφθίμενοι; die Abgeschiedenen; ja es kommen sogar dorten v. 433. γυναῖκες θηλύτεραι (weibliche Frauen) zum Vorschein. Doch ich werde von den homerischen Pleonasmen noch mehreres zu erinnern Gelegenheit haben, wenn ich nun auf die dem alten Dichter so gewöhnliche sinnliche Bezeichnungsart seiner Ideen übergehen werde, worinnen sich abermals eine auffallende Aehnlichkeit zwischen seiner Sprache und der Kinder- und Volkssprache offenbart.

Hier verdienen vorzüglich die Beiwörter (Adjectiven) Homers in Betrachtung gezogen zu werden.

Dass treffende Beiwörter, die den Begriff des Hauptworts entweder verschönern, oder verstärken, der Dichtersprache vorzüglich eigen sind, und dass die Kunst des Dichters vornemlich durch die Wahl solcher Beiwörter sichtbar wird, ist bekannt. Aber, wenn ein Dichter zugleich auf einen feinen und gebildeten Geschmack Anspruch machen will, so

muß er nicht allzuverschwenderisch damit umgehen, sondern sie mit weiser Sparsamkeit nur da gebrauchen, wo sie den Hauptbegriff in einem neuen und vortheilhaften Lichte zeigen. Der ehrwürdige Natur - Sänger und Volks - Dichter Homer nimmt hierauf wenig Rücksicht. Kein Dichter ist an Beiwörtern verschwenderischer, als er; fast jedem Hauptwort muß ein Beiwort zur Seite gehen, gleich einem Schatten, der seinen Körper überall begleitet, sollte auch der Hauptbegriff dadurch mehr in den Schatten als ins Licht gestellt werden; manchmal erscheinen die Hauptwörter sogar in einem zahlreichen und glänzenden Gefolge mehrerer Beiwörter, die wie billig hinter ihren Gebietern einhertreten, da wir Deutsche durch die Natur unserer Sprache genöthigt sind, sie vor auszuschicken. Wenn die schöne Naufikaa (Gef. VI. Odyss.) zum Waschplatz eilt, um ihre Wäsche zu reinigen, so fährt sie in einem hohen, wohlberädeten, mit einem zierlichen Korb versehenen Wagen; ἀπήνην ὑψηλήν, εὐκυκλον, ὑπερτερύην ἀραρυῖαν. Betrachtet man nun die Beschaffenheit dieser Beiwörter näher, so tragen sie zwar alle etwas dazu bei, den Hauptbegriff noch mehr zu versinnlichen, sind aber doch gleichwohl öfters mehr pleonastisch, als emphatisch. Wenigstens dürfte wohl jeder,

um bei dem gegebenen Beispiel stehen zu bleiben, unter den Beiwörtern, die Homer dem Wagen der Naufikaa giebt, das zweite sehr überflüssig finden, da sich ein Wagen, wenigstens ein rollender, nicht ohne Räder denken läßt. Eben dics ist der Fall mit dem ὑγρὸν ἔλαιον, dem μέλαν ὕδωρ, und mit den ἵπποις ἀερισπόδεσσι, den fufsaufhebenden Rossen des Homer, und ich würde mich demjenigen für verbunden erkennen, der mir die Schönheit oder den Nachdruck, der in diesen Beiwörtern liegen soll, deutlich machen könnte. Sieht man im Gegentheil darinnen bloß den Stempel der allgemeinen Kinder- und Volkssprache des homerischen Zeitalters, die alles noch sinnlicher und anschaulicher zu machen sucht, und an jedem Gegenstand das, was zunächst in die Sinne fällt, kräftig hervorhebt, so wird man dergleichen Beiwörter nicht weiter anstößig finden. Das nemliche Gepräge tragen im Homer auch die charakteristischen Beiwörter, die er seinen Personen immerdar beilegt, und durch welche er entweder individuelle körperliche oder Gemüths-Eigenschaften derselben bezeichnet. Dahin rechne ich die γλαυκῶπις Ἀθήνη, die blauäugichte Minerva, die φιλομειδὴς Ἀφροδίτη die lieblich lächelnde Venus, den ξανθὸς Μενέλαος, den gelblich gelokten Menelaus, und den πολύτλας δῖος

Ὀδυσσεύς, den göttlichen Dulder Odysseus,
u. f. w.

Manche Beiwörter im Homer bezeichnen auch recht augenscheinlich die kindischen Begriffe und Vorstellungen, die man sich noch in dem damaligen Zeitalter von gewissen Gegenständen machte. Wenn z. B. Homer dem Himmel das Beiwort eisern σιδήρεος beilegt, so erhellet eben daraus, daß man zu seiner Zeit noch gewohnt war, sich den Himmel als ein festes eisenartiges Gewölbe zu denken. Wenn er anderswo den berauschenden Wein, und zwar gerade in einer Stelle, wo eine sehr traurige Wirkung dieser dem Wein beiwohnenden Kraft, der Sturz des Elpänor vom Dache erzählt wird, den göttlich begeistern den Wein αἰθέσφατος οἶνος nennt, so läßt sich schon daraus abnehmen, daß zu den Zeiten Homers die Begeisterung und der Rausch eben so nahe zusammengränzten, wie auch noch wohl heut zu Tage bei manchem Dichter ein Rauschgen die Stelle der poetischen Begeisterung vertreten, oder sie wenigstens hervorrufen muß. — Wenn wir mit Ulyss (im 11ten Ges. der Odyssee) den armen Sisyphus sehen, wie er in der Unterwelt den unverschämten Stein (λαῖας ἀναιδής) keuchend einen Berg hinaufwälzt, von dem er immer

wieder herabrollt, so erblicken wir mit und in diesem einzigen Beiwort zugleich den Unwillen und Aerger des unglücklichen Mannes, der zu dieser vergeblichen Arbeit verdammt ist. Was ist auch in der That gewöhnlicher, als daß Kinder, zuweilen selbst erwachsene — Kinder ihren Zorn und Unwillen über einen erlittenen Schmerz auf den unschuldigen und unbelebten Gegenstand, der ihnen denselben verursachte, übertragen, und z. B. einen Stein, an den sie sich aus Unvorsichtigkeit stießen, verwünschen, oder wohl gar schlagen? Wie mancher Knabe mag wohl schon im Zorn über eine ihm aufgebene unangenehme oder mißlungene Arbeit seine Sudelschrift zerrissen haben, so unschuldig auch dieselbe an dem Mislingen seiner Arbeit war? — Betrachten wir das angeführte Beiwort vom Stein des Sisyphus aus diesem Gesichtspunkt, warum sollte uns, um in der Sprache der Grammatik zu reden, diese Personifikation nicht gefallen, und uns selbst ein kleines Lächeln abnöthigen? Die übrigen Beiwörter, deren sich Homer bedient, um seine Ideen zu versinnlichen, sind theils metaphorisch, theils metonymisch, oder, was eben so viel ist, theils aus dem Gesez der Aehnlichkeit, theils aus dem Gesez der Verwandtschaft zwischen Ursache und Wirkung hergenommen. Bey
einer

einer genauen Musterung derselben wird man jedoch bald finden, daß der metonymischen weit mehrere sind, als der metaphorischen. Homer bezeichnet und versinnlicht seine Begriffe nemlich weit häufiger durch solche Prädikate, welche die Wirkung des Gegenstandes ausdrücken, als durch solche, welche die Aehnlichkeit desselben mit andern betreffen. Difs ist auch sehr begreiflich. Denn es ist dem kindischen Verstand viel leichter, und angemessener, die Wirkung eines Objekts, die zunächst in die Sinne fällt, zu beachten, als seine Aehnlichkeit mit andern aufzufuchen und gewahr zu werden. So nennet Homer in mehreren Stellen den Tod *τανυλεγής* dahinstrekend; ein schlauer Sinn heist ihm *νῆς πολυξεγδής*, weil Gewandheit jeden Vortheil zu erhaschen weiß; spöttische, hönische, oder betrübende Worte heissen ihm *ἔπεα κερτομέοντα* herzzerschneidend; kostbare und prächtige Decken nennet er *εἴηγεα σιγαλόεντα*, in sofern kostbare Sachen Staunen und Bewunderung erregen, und bei Kindern oder Leuten, die noch wenig dergleichen gesehen haben, stummes Angaffen zur Folge haben. Auf gleiche Art pflegt Homer, um nur noch ein Beispiel anzuführen, dem Wort *μέγαρον* (Haus) das Beiwort *σκιόεντα* (schattigt) beizugesellen, und drückt eben damit die erste Bequemlich-

keit aus, die eine bedekte Wohnung gibt, Schatten und Schuz gegen die Hize der Sonnenstralen. Zuweilen erwekt ein Beiwort gewisse Nebengriffe, zu denen der Zusammenhang der Stelle, in welcher es vorkommt, eine natürliche Veranlassung gibt. So nennet Homer in einer Stelle des 11ten Gefanges, wo er den rechtsprechenden und gerichtshaltenden Minos in der Unterwelt zeigt, den Pallast des Schattenbeherrschers mit einem sehr schicklichen Beiwort *εὐρυπυλῆς δῶ*, das Haus mit weiten Thoren, und erinnert damit an die allgemeine Sitte seines Zeitalters, die Gerichte unter den Thoren zu halten. Was die metaphorischen Beiwörter Homers anbetrifft, so ruhet die in denselben liegende Metapher nicht selten auf einer nur dunkel gefühlten entfernten Analogie, wonach gerade auch die Kinder ihre Begriffe gewöhnlich bezeichnen, weil ihr Gesichtskreis noch beschränkt ist, und sie eben dadurch genöthiget werden, nach der nächsten besten Analogie, die ihnen beifällt, zu greifen. So bezeichnet Homer das schwarze Opferblut, das er sonst ganz eigentlich *αἷμα κελαϊνόν* nennet, auch (Odyss. XI. v. 36.) mit dem Prädikat *κελαϊνεφές*, schwarzwolkeicht, einem Prädikate, das er sonst dem Zeus beizulegen pflegt, und überträgt mithin den

Hauptbegriff, der in dem sinnlichen Beiwort liegt, mit demselben zugleich auf das andere Subjekt, obgleich zwischen den beiden Begriffen, Blut und Wolke nicht die geringste Aehnlichkeit anzutreffen ist; es sey dann, man wolle sie darinnen finden, daß in einem dicken stehenden Blut sich dunkle Fleken oder Klumpen ansetzen, und darinnen schwimmen, die man mit dunkeln am Horizonte ziehenden Wolken vergleichen könnte. Nach einer gleichen Analogie nannte wenigstens, wie ich mich selbst erinnere, einst ein Knabe, der mit Brod und Käse von einem blatternarbichten Manne wohl bewirthet wurde, denselben einen käfichten Mann, nicht darum, weil er sich den Käse seines Wirthes wohl hatte schmecken lassen, sondern vielmehr, weil ihm die Aehnlichkeit zwischen den tiefliegenden Augen des fetten Schweizerkäses, den er mit so großem Wohlbehagen verzehrte, und den tiefen und großen Blatternarben seines Wohlthäters am stärksten aufgefallen war.

Auch die höchst sinnliche Bezeichnungsart der Haupt- und Zeitwörter, denen meistens die handgreiflichsten Metaphern zum Grund liegen, beweist eben so klar und unwidersprechlich das noch ganz kindische Gepräge der homerischen Sprache. Ich will

mich izt nicht lange bei der Bemerkung aufhalten, daß Homer, wenn er von der Seele und ihren Kräften und Wirkungen redet, die verschiedenen Hauptkräfte derselben noch nicht deutlich zu unterscheiden weiß. Denn alle die Worte, die er von den Seelen-Kräften des Menschen braucht, θυμὸς, ψυχὴ, νῆς, κραδίη, ἦτορ, σῆθος, φρένες, πραπίδες, haben bei ihm eine sehr schwankende und unbestimmte Bedeutung, und bezeichnen ohne genaue Unterscheidung bald die höhern, bald die niedern, bald die Erkenntniß - bald die Begehrungskräfte des Menschen, besonders aber die Triebe und Leidenschaften, aus denen er alle Handlungen ableitet. Die Brust und das Herz ἦτορ und σῆθος ist ihm der Siz nicht nur der sinnlichen Triebe und Leidenschaften, sondern auch des Verstandes und der Ueberlegung. Eben so bedient sich Homer, wenn er geistige Eigenschaften und Handlungen ausdrücken will, durchaus der aller sinnlichsten und bildlichsten Ausdrücke, die er meist von gemeinen körperlichen Gegenständen und Handlungen entlehnt. Böse arglistige Plane machen heist bei ihm κακὰ ἐ'άπσειν, böses zusammennähen, und daher auch [das Substantiv κακορ'ε'αφία; einen klugen Rath geben oder erfinden, μῆτιν ὑφαίνειν, (weben, zusammenzetteln,) einem Unehre anthun, αἰτιμήσειν ἰκέλλειν (τινα) woher auch die

lateinische Redensart kommt, *contumelias con-
jicere in aliquem*; oder *petere contumeliis
aliquem*; sich zu einer Handlung entschließen,
ἔργον μετὰ φρεσὶ βάλλειν; wenn Eumäus sagen
will, daß auch die ruchlosten Menschen noch
einige Scheue vor den Göttern haben, so drückt
er sich so aus: *καὶ τοῖσι κρατερόν δῖος ἐν φρεσὶ
πίπτει*, die Scheue der Götter fällt ihnen
ins Herz; wenn Agamemnon in der Unter-
welt dem Ulyss klagt, daß ihm seine mörde-
rische Gattin nicht einmal gestattet habe, sei-
nen Sohn noch einmal vor seinem Tode zu
sehen, so bedient er sich des Ausdrucks: *ἐκ
ἑὲ υἱὸς ἐνὶ πλησθῆναι ὀφθαλμοῖς*, welchem die
deutsche Redensart, seine Augen an dem
Anblick eines andern weiden, einen
mit seinen Augen verschlingen, so
genau entspricht. Denn was ist natürlicher,
als daß wir bei einem geliebten Gegenstand
mit unsern Blicken gerne so lang als möglich
verweilen, und sie kaum von demselben hin-
wegwenden können? Wenn der alte Eche-
näus den Verstand der Königin Arete rühmen
will, so sagt er: *ἐκ ἀπὸ σκοπῆς μυθεῖτο*, sie re-
dete nicht vom Zweck ab, gerade, wie wir
auch im gemeinen Leben sagen würden; sie
schofs nicht neben den Zweck, oder
neben das Ziel. Wenn Homer die Be-
gierde, womit die Phäazier auf die Erzälun-

gen des Ulyfs horchten, schildert, so bedient er sich des schönen und malenden Ausdrucks: *ὤκην ἐγένοντο σιωπῇ*, sie hörten stillschweigend zu mit geöffnetem Mund. Denn es ist eine bekannte Erfahrung, die wir an uns selbst, und an andern machen können, daß wir bei Anhörung einer interessanten Geschichte unvermerkt den Mund öffnen, um die Worte des Erzälers gleichsam aufzufassen. Wenn Telemach sich über die Schwelgereyen der Freyer in seinem Hause ereifert, so sagt er mit einer auch unter uns ganz gewöhnlichen Redensart: sie fressen mein Haus, und werden zuletzt mich selber fressen. Wenn Homer von einem Menschen sagen will, er rede leere Worte, so sagt er gerade wie wir in der Sprache des Umgangs und des gemeinen Lebens: *ἀνεμῶλια βάζει*; er schwätzt in den Wind. Wenn er im Gegentheil einen Menschen darstellen will, der bedachtsam und vernünftig spricht, so schreibt er ihm *μορφὴν ἔπειν* zu, was eben so viel ist, als ob er nach unserer gemeinen Art zu sprechen gesagt hätte: „was der Mann redet, hat eine Art und Gestalt.“ Wenn er anderswo die Ungeduld des Ulyfs ausdrücken will, womit er dem Untergang der Sonne entgegen sah, so bedient er sich des Ausdrucks: *δύναι ἐπειγόμενος*, der eigentlich

so viel heisst: er trieb die Sonne, unterzugehen, um damit anzuzeigen, dass er den Untergang der Sonne kaum habe erwarten können. — Wer Homers Gedichte aus dem bisher angegebenen Gesichtspunkt und mit fester Hinsicht auf unsere Volks- und Kindersprache liest, der wird noch in hundert andern Beispielen die genaue Uebereinstimmung der Sprache des alten Dichters mit der Volks- und Kindersprache gewahr werden. Nur noch einige Redensarten des Dichters sey es mir vergönnt, als auffallende Belege hievon anzuführen. Wenn Eumäus (Gef. 13.) sich über die täglichen Schmaufereyen der Freyer in Ulyffens Hause beschwert, so entspricht die Redensart, deren er sich hier bedient: „Ὅσσαι γὰρ νύκτες τε καὶ ἡμέραι ἐκ Διὸς εἰσιν“ ganz genau der unsrigen: „So oft Gott den Tag gibt, — schlachten sie aufs neue Ziegen und Schweine.“ Eben so entspricht auch der Abschiedsgruss des Ulyss bei dem König Alkinous: μήτε κακὸν μεταδῆμιον εἴη, einem auch bey uns gebräuchlichen Segenswunsch: „möge nie ein Unglück bei euch einkehren, oder euch heimfuchen.“ *) Ich habe oben bereits bemerkt,

*) Hier noch einige Beispiele von dem sinnlichen Gepräge einzelner Zeitwörter. So heisst z. B. beim

dafs Homer zuweilen Worte in einem ganz entgegengesetzten Sinne brauche, oder Worte zusammenstelle, die einander eigentlich dem Wortsinne nach widersprechen; was man in der Kunstsprache der Grammatik die Ironie und das Oxymoron zu nennen pflegt. Dahin gehöret z. B. der Klageausruf des Ulyss: *νῦν μοι σῶς ᾧπὺς ὀλεθρος*, wo das Wort *σῶς*, das eigentlich *salvus* heisst, nichts anders bedeuten kann, als *certus*: „Izt ist mein Untergang gewiss, oder: wie man sich in unserer gemeinen Provinzial - Sprache auszudrücken pflegt: Izt bin ich fertig.“ Oder mit einem dem griechischen *σῶς* noch genauer entsprechenden Worte: „Izt bin ich felig.“

Nur noch eine einzige Redensart aus Homer, deren Analogie mit einer auch unter uns üblichen Art des Ausdrucks, zumal, wenn wir mit Kindern reden, unverkennbar ist. Nach-

Homer jammern *οἰμῶτεσιν*, von *οἶ μοι*, (Weh rufen.) Einen anflehen heisst *γυνάσσεισθαι*, weil man dabei die Knie des andern umfasste: *ἐπικλώθειν* heisst verhängen, eigentlich zuspinnen, ein vom Faden der Parze abgeleitetes Bild. *κατὰ μοῖραν εἰπεῖν*, recht reden, eigentlich, nach dem Theil: welches eben so viel ist, als nicht zu viel, und nicht zu wenig.

dem Ulyss in Bettlers-Gestalt vor den Freyern erschienen war, und ihnen eine erdichtete Erzählung von seinen Schicksalen in Egypten und Cypern gemacht hatte, verlangt er von Antinous eine Gabe. Allein dieser befiehlt ihm mit aufgehobener Faust sich von der Tafel hinwegzupaken, unter der beigefügten Drohung: Μη τάχα πικρὴν Αἴγυπτον καὶ Κύπρον ἴδῃαι, „dass du mir nicht ein herbes Aegyptos und Kypros erblickest.“ Eben so könnte unter uns ein Vater, der seinem Sohn wegen eines begangenen Fehlers die Erlaubniß ins Schauspiel zu gehen, versagt hätte, wenn dieser gleichwohl mit Ungefüg darauf bestünde, den Stok gegen ihn aufheben, und dem ungezogenen Jungen sagen: „Wart, oder komm, ich will dir das Schauspiel geben,“ d. i. Schläge statt des Schauspiels. — Mit obiger Redensart des Antinous stimmt auch eine andere überein, wenn Telemach den Freyern seiner Mutter sagt: käme nur sein Vater zurück, er würde ihnen bald die Heirath verbittern, (versalzen.) πάντες πικρόγαμος γενόισατο.

Auch die malerischen Umschreibungen (Paraphrasen) gewöhnlicher Dinge und Handlungen sind ein Beweis für das noch kindische Gepräge der homerischen Sprache. Selten

oder niemals braucht z. B. Homer das einfache Zeitwort rudern, ἑρέσσειν; dafür bedient er sich lieber durchaus der allerdings malerischen Umschreibung: πολλὴν ἄλλα τύπσειν ἑρέσμοις: das grauliche Meer mit Rudern fchlagen. Wenn er von der Macht der Stimme der Sirenen spricht, so sagt er nicht: wer ihrer Stimme lauscht, der sieht Vaterland, Weib und Kinder nicht mehr; sondern er kleidet diesen einfachen Gedanken in die schöne und liebliche Umschreibung ein: „dem kommen sein Weib, und seine lieben Kinder nimmer bei seiner Wiederkunft ins Haus entgegen, und freu'n sich derselben.“

Der übereinstimmende Charakter der homerischen Sprache mit der Kinder- und Volkssprache erhellet insonderheit auch aus der Art und Weise, wie Homer von seinen Bindewörtern Gebrauch macht. Die Bindewörter (Conjunctionen) durch welche die Sätze aneinandergereiht und zusammengefügt werden, sind in der Sprache eben das, was die Gelenke an dem menschlichen Körper, was der Kitt, die Fugen und Klammern an einem wohlverbundenen und symmetrischen Gebäude sind; und eine Sprache besitzt einen desto höhern Grad von Ausbildung und Vollkommenheit, je einen größern Vorrath sie an solchen

Bindewörtern hat, und je genauer die Bedeutung derselben bestimmt ist. Durch sie erhält die Sprache diejenige Geschmeidigkeit und Gelenksamkeit, wodurch sie ein bequemes Mittel und Werkzeug wird, alle unsere Gedanken und Empfindungen mit allen besondern Nebenbestimmungen und Schattirungen derselben deutlich und bestimmt auszudrücken. Durch Hülfe der Bindewörter allein können wir den Zusammenhang mehrerer Sätze so deutlich erkennen, daß wir über den Sinn einer zusammengesetzten Rede nicht mehr zweifelhaft bleiben können. Auch der Sprache des Homer fehlt es nun zwar keineswegs an Bindewörtern und kleinen Partikeln, aber ihr Gebrauch ist, wie in jeder Volks- und Kindersprache, noch ziemlich unregelmäßig, und ihre Bedeutung oft so schwankend und unbestimmt, daß man sie bloß errathen muß. Manche seiner Partikeln, besonders sein *αὐτὰρ*, *ἄρα*, sein *εἰ* sind oft ganz unübersetzlich; in der Erzählung fehlt es nicht selten an dem richtigen Verhältniß zwischen den Vorder- und Hinterätzen, indem dem vorausgehenden konsekutiven Bindewort *ἐπεὶ*, *ἐπειδὴ* die Folge nicht immer genau genug entspricht; oft läßt er die Bindewörter ganz hinweg *), oft häuft

*) Hier nur ein Beispiel von dergleichen Auslassungen oder Ellipsen, bei denen allerdings der Sinn der

und wiederhohlt er sie, wie es scheint, ohne Noth; gerade so, wie es Kinder und gemeine Leute in ihren Erzählungen zu machen pflegen. Wer sollte z. B., wenn er die homerischen Ortsbeschreibungen und Erzählungen liest, in dem immer zurückkehrenden ἴνθα, καὶ τότε, und ἔπειτα des Homer die ewige Wiederholung des da und des und darnach in dem Munde der erzählenden Kinder und gemeinen Leute verkennen können? Eben so liebt Homer gerade, wie es in der Volkssprache gewöhnlich ist, das wiederholte φησὶ, (sagt er,) sobald er aus dem Munde eines andern erzählt; und manchmal stellt er auch mehrere Bindewörter zusammen, von denen das eine oder das andere ganz überflüssig ist, wie man diesen Pleonasmus auch unter uns nicht selten, z. B. in dem warum dafs des gemeinen Mannes hört. Ueberhaupt ist Homers Sprache, wenn man auf die Verbindung der einzelnen Sätze, und auf den Fluß seiner Rede sieht, nichts weniger als periodisch,

Rede nichts verliert. Im 11ten Gesang der Odysee antwortet Ulyss auf Agamemnons Frage, ob sein Sohn Orest noch lebe im Ton der gemeinen Volkssprache, οὐκ εἶδ' ἴδ' α, — ζῶει ὅ γ' ἢ τέθνηκε, ich weiß nicht; lebt er, oder ist er todt; mit Auslassung des Bindeworts; εἰπε, oder πόσ' εἶπον.

sondern vielmehr zerschnitten und zerstückelt, und trägt besonders auch darinnen den Stempel der Kinder - und Volkssprache, wo alles in kleine Sätze aufgelöst wird. Wer den Versuch machen will, nur eine einige Rede aus Homer in die gebildete Schriftsprache zu übersezen, wird sich hievon bis zur Anschaulichkeit überzeugen können. Sehr oft theilt Homer Sätze, die er ungetrennt hätte lassen können, und wiederholt ein Zeitwort, das zu zweien Subjekten gehört, um nur die beiden Subjekte einzeln nacheinander aufführen zu können, eine Gewohnheit, zu der ihn wahrscheinlich die Begierde verleitet, ja keinen Umstand zu vergessen, und alles in ein recht deutliches Licht zu sezen. Dahin zähle ich auch die dem Homer sehr geläufige, und nachher in die poëtische Sprache aller Völker aufgenommene, aber in der kraftvollern Volkssprache gegründete Tmesis, oder Verwandlung des Beiworts in ein Hauptwort; wenn z. B. Homer (Ges. 13. der Od.) von den Freyern sagt: „sie werden den Boden mit Blut und Gehirn, (αἷμασι, τ' ἐγκεφάλῳ) statt mit ihrem blutigen Gehirne befudeln.“

Bemerkenswerth sind in dieser Hinsicht auch die Abschweifungen und episodischen Einschaltungen, wodurch Homer

seine Erzählungen so oft unterbricht, so dafs es bisweilen scheint, als ob er den Faden der Erzählung gänzlich verloren hätte. Hieher gehören insbesondere die Geschlechts-Register, die er so gern und so häufig in seine Erzählungen, oder in die Reden seiner Personen einmischt, und wodurch er die Aufmerksamkeit des Lesers von der Hauptsache entfernt und zerstreut. Oft verweilt er bei diesen Familien - Nachrichten noch besonders bei der Geschichte einzelner Personen, und hebt aus derselben nur einzelne Umstände und Bruchstücke aus, die er ohne Ordnung zusammenstellt, weil er die ganze Geschichte jener Personen als bekannt voraussetzt. Als Beleg dessen, was ich hier behaupte, lese man nur die Episode von dem Geschlechts - Register des Wahrsagers, den Telemach in sein Schiff aufnahm; (im 15ten Ges. der Odysee v. 222 - 255. vergl. 11ten Ges. v. 286 - 296.) und man wird diese Behauptung vollkommen gegründet finden. Nicht minder unerwartet und auffallend ist die lange Episode im 19ten Gesang der Odysee vom v. 399 - 466. Nachdem der Dichter erzählt hatte, wie Ulyss von der alten Euryclea an einer Fufsnarbe erkannt wird, die ihm von dem Hieb eines Ebers zurückgeblieben war, den er einst bei einem Besuch bei seinem mütterlichen Grosvater auf

einer Jagd erlegt hatte, so begnügt er sich bei dieser Gelegenheit nicht, diese Begebenheit aus der Jugend - Geschichte des Ulyss umständlich zu erzählen, sondern er geht sogar bis zu der Geburt des Ulysses zurück, gleich jenem cyclischen Dichter, der die Geschichte des troischen Kriegs vom Ey der Leda anfieng. Wie sehr stimmt nun aber diese Erzählungsart Homers mit der Erzählungs-Manier unserer jungen Leute, oder auch der Leute aus dem Volk überein, welche die Gewohnheit haben, in ihren Erzählungen meistens etwas weit auszuholen, und dann alles, was ihnen zufällig in den Sinn kommt, oft auch die fremdartigsten Dinge darein einzuflechten und zu verweben, so daß sie den Faden manchmal zu verlieren scheinen, die Hauptsache beinahe vergeffen, und nicht mehr wissen, wenn und wo sie aufhören sollen.

Ueberhaupt herrscht in den Reden und Gesprächen der homerischen Helden und Personen eine gewisse Redseligkeit und Geschwätzigkeit, wodurch holde Kinder und unverdorbene Naturmenschen sich insgemein auszeichnen, und woran wir uns um so mehr ergözen, je mehr wir gewohnt sind, jene Eigenschaft als ein Zeichen edler Offenheit und

Unbefangenheit des Charakters zu betrachten. Wenn der Schweinhirt Eumäus seinen unerkannten Herrn, den er unter der Gestalt eines Bettlers so bereitwillig aufnahm; nachdem er ihn schon mit Speise und Trank gelabt hatte, endlich fragt: (Od. XIV. Gefang, v. 166 - 190.

Wer, wes Volkes bist du, und wo ist deine Geburtsstadt?

Und in welcherlei Schiff kamst du? wie brachten die Schiffer Dich nach Ithaka her? was rühmen sich jene vor Leute?

Denn unmöglich bist du doch hieher zu Füsse gekommen:

Wer hört nicht in dieser geschwägigen Anrede die ächte Sprache des ehrlichen und gutmüthigen Mannes, dem es Freude machte, einen unglücklichen Fremdling zu bewirthen, und zu beherbergen? Erinnern uns nicht diese wiederholte zum Theil sehr überflüssige Fragen an die unruhige Freude, womit wir selbst einen längst erwarteten, und nun unvermuthet eintretenden Freund empfangen, und unter Umarmung und Händedruk mit ähnlichen Fragen bestürmen? Zuweilen ist die Geradheit und Offenheit, welche aus den
Re-

Reden der Personen des Homer hervorleuchtet, zugleich mit einer unschuldigen und arglosen Naivität vergesellschaftet, die um so anziehender ist, da sie auch eben so gut von der schalkhaften Laune eines üppigen und verdorbenen Zeitalters eingegeben seyn könnte. Von dieser Art ist die Antwort des Telemach auf die Frage der unerkannten Minerva, (Odyss. I. v. 215.) ob er wirklich Ulyssens Sohn sey :

„Meine Mutter, die sagt es, er sei mein
Vater, ich selber

„Weiß es nicht; denn von selbst weiß niemand, wer ihn gezeuget.“

Auch die homerischen Gleichnisse athmen den Geist der Kinder- und Volkssprache. Wenn Kinder und Leute aus dem Volk in Gleichnissen sprechen, oder sich derselben bedienen, um ihren Reden dadurch mehr Nachdruck und Lebhaftigkeit zu geben, so brauchen sie das nächste beste Gleichniß, unbekümmert um die ästhetische Schönheit desselben, wenn es nur treffend ist. Eben dics thut der ungekünstelte Naturfänger Homer, indem er seine Gleichnisse jederzeit aus der ihn zunächst umgebenden Natur, und aus dem ländlichen Leben, von Thieren und Bäumen u. s. w.

hernimmt. Wem fällt hier nicht aus der zahlreichen Menge der Gleichnisse in der Ilias jenes berühmte Gleichniß bei, in welchem Homer den langfamen Rückzug des tapfern Ajax mit dem langfamen und bedächtigen Schritt eines Esels vergleicht? Eben so erzählt in der Odysee (Gef. XI.) der Geist Agamemnons dem Ulyss, seine Gemalin habe ihn bei seiner Rückkunft über dem Gastmal erschlagen, wie man einen Stier an der Krippe erschlägt; und seine Kriegs-Gefährten seien daselbst neben ihm gefallen, wie Schweine, die man auf die Hochzeit eines reichen Mannes abschlachte. Immer mag es nun wahr seyn, daß Gleichnisse dieser Art dem feineren Geschmak eines gebildeten Zeitalters nicht zusagen; genug, daß sie treffend sind, und daß man ihnen wenigstens Wahrheit, Kraft und Nachdruck nicht absprechen kann.

Die letzte Bemerkung, welche ich noch über Homers Sprache zu machen habe, betrifft die Umständlichkeit und bis auf die kleinsten Umstände sich erstreckende Ausführlichkeit in den Erzählungen und Beschreibungen des alten Dichters. Denn hierinnen zeigt sich vorzüglich eine auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Ton der homerischen Erzählungen,

und dem Ton, der in der Kinder- und Volkssprache, und überhaupt in der Sprache des Alterthums, besonders der Sprache der Bibel in den Urkunden des alten Bundes herrscht. So wie Kinder und Menschen von einer etwas lebhaften Einbildungskraft in ihren mündlichen Beschreibungen und Erzählungen auch die kleinsten und unbedeutendsten Umstände auseinanderwickeln, und einen Gegenstand gleichsam bis in seine Elemente zergliedern, weil sie die Hauptsache von den Nebendingen, das wichtigere von dem unwichtigen noch nicht zu unterscheiden gewohnt sind; eben so geht auch Homer, er mag nun beschreiben, oder erzählen, immer in das kleinste Detail, und setzt auch an den gemeinsten und gewöhnlichsten Vorfällen, Handlungen und Beschäftigungen alle Umstände mit der größten Ausführlichkeit auseinander: ja, diese Umständlichkeit ist ihm so natürlich, dafs, so oft er auf die nemlichen Gegenstände wieder zurückkommt, er auch die nemlichen Umstände, mit denen er sie zuerst vorführte, aufs neue wiederholt. Eben dadurch aber verwandeln sich seine Schilderungen in lebendige Gemälde, die desto reizender und anziehender sind, je mehr ihnen der antike Stempel der edelsten Einfalt aufgedrückt ist. — Wenn Arete dem Ulyss ein Bad zubereiten läfst

(VIIIter Gef.) so werden alle Anstalten und Zubereitungen zu demselben uns der Reihe nach vor Augen gemalt:

— „schnell gebot sie den Mägden,
Eilend ein groß dreifüßig Geschirr aufs
Feuer zu setzen.

Und sie setzten das Badegeschirr auf das
lodernde Feuer,

Gossen Wasser hinein, und legten Holz an
die Flamme,

Rings umschlug sie den Bauch des Geschirrs,
und es kochte das Wasser.“

Wird ein Gastmal geschildert, (und keine Schilderung kommt in Homers Gefängen häufiger vor, als diese,) so werden alle Zurüstungen dazu auf das lebhafteste verfinnlicht:

„Eine Dienerin trug in der schönen goldenen Kanne,

Ueber dem silbernen Beken das Wasser, beströmte zum Waschen

Ihnen die Händ', und stellte vor sie die geglättete Tafel.

Und die ehrbare Schaffnerin kam, und tischte das Brod auf,

Und der Gerichte viel aus ihrem gesammle-
ten Vorrath.

Hierauf kam der Zerleger, und bracht' in
erhobenen Schüffeln

Allerlei Fleisch, und setzte vor sie die gol-
denen Becher,

Und ein geschäftiger Herold versorgte sie
reichlich mit Weine.

Jünglinge füllten die Kelche bis oben mit
dem Getranke,

Und sie erhoben die Hände zum lekerberei-
teten Mahle.“

Mit gleicher Umständlichkeit beschreibt Homer das Ankleiden und den Anzug seiner Personen, die Brautgeschenke der Pene-
lope, das Anspannen eines Wagens und An-
schirren der Pferde, das Opfer, welches Ne-
stor mit seinen Söhnen veranstaltet, (Odyss.
Gef. III. v. 418 - 463.) den Bau und die Ge-
räthschaften des Schiffes, womit Ulyss von der
Insel der Calypso hinwegsegelt, (Gef. V. v.
242 - 261.) den Pallast und Garten des Alci-
nous, und Menelaus, (Gef. III. u. VII.) und so-
viel andere ähnliche Gegenstände. Wenn er
den Telemach am Schluss des ersten Gesangs
der Odysee mit dem nun zur Reife gekom-
menen Vorsatz zu Bette gehen läßt, des an-

dern Morgens in der Stille abzureifen, und seinen Vater zu suchen, mit welcher Anmuth und Einfalt hebt er da nicht jeden einzelnen Umstand aus? Die alte Euryclea leuchtet ihm mit brennenden Fakeln:

„Und er öffnete jezt die Thüre des schönen Gemaches,

Sezte sich auf sein Lager, und zog das weiche Gewand aus.

Warf es dann in die Hände der wohlbedächtigen Alten.

Diese fügte den Rok geschickt in Falten, und hängt ihn

An den hölzernen Nagel zur Seite des zierlichen Bettes,

Gieng aus der Kammer, und zog mit dem silbernen Ringe die Thüre

Hinter sich an, und schob den Riegel vor mit dem Riemen.“

Welcher aufmerksame Leser der homerischen Gedichte wird endlich auch den Umstand übersehen können, daß Homer in seinen Schilderungen des täglichen Lebens am liebsten bei Gastmälern und Schmäusen verweilt, und die Befriedigung der sinnlichen Triebe, überhaupt den sinnlichen Genuß zu

den ersten und vornehmsten Glückseligkeiten des Lebens rechnet. — Auch darinn stimmt der Geist dieser alten Gefänge mit der Denkart der Kinder und der gewöhnlichen Menschen überein, die den Genuß sinnlich - angenehmer Empfindungen für den einzigen Mafsstab der Glückseligkeit hatten. Eben dils war nun auch der Mafsstab, wornach man im sinnlichen und unkultivirten Zeitalter Homers die Glückseligkeit zu messen pflegte, und es kann uns daher nicht mehr befremden, wenn der leidengeübte Ulyfs erst seinen Hunger zu befriedigen sucht, ehe er das Verlangen des phäakischen Königs, ihm seine Unglücksfälle und Abentheuer zu erzählen, befriedigt: (Gef. VII. v. 215 - 221.) Oder, wenn er im Anfang des neunten Gefanges, ehe er die Erzählung seiner Leiden wirklich beginnet, das höchste Gut (finem bonorum) in folgenden Worten anpreist:

„Weitgepriesener Held Alkinous, mächtigster König,

Wahrlich es füllt mit Wonne das Herz, dem
Gefange zu horchen,

Wenn ein treflicher Sänger die Töne der
Himmlischen nachahmt.

Denn ich kenne gewifs kein angenehmeres
Leben,

Als wenn ein ganzes Volk ein Fest der
Freude begehet,

Und in den Häusern umher die gereiheten
Gäste des Sängers

Melodien horchen, und alle Tische bedeckt
sind

Mit Gebaknem und Fleisch, und der Schenke
den Wein aus dem Kelche

Fleißig schöpft, und ringsum die vollen Be-
cher vertheilet.

Siehe! das nennet mein Herz die höchste
Wonne des Lebens!“

Es ist wahr, daß es höhere Lebens-
Freuden gibt; und wehe dem Menschen, der
sie nicht kennete! Aber wer wollte es da-
rum dem alten Sänger verübeln, wenn er in
dem Zeitalter, worinnen er lebte, den Werth
der unschuldigen Vergnügungen der Sinne
etwas zu hoch anschlug? Oder sollten wir,
die wir freilich in aufgeklärtern Zeiten leben,
und höhere Bedürfnisse kennen, deswegen
dem unschuldigen Genuße sinnlicher Freuden
und Ergänzungen allen Werth absprechen,
und denselben gänzlich entsagen? Nein, es
gibt sinnliche Freuden, zu denen uns selbst
die Natur auffordert, die Menschlichkeit be-
rechtigt, und die Geselligkeit einladet, — Ein

frohes Mahl im Kreise verständiger Freunde, welchen Frohsinn, welche Heiterkeit verbreitet es nicht über eine ganze Gesellschaft, und wie sehr wird nicht dadurch der Geist der Humanität und Geselligkeit befördert! der schlummernde Witz wird geweckt, das Gefühl erwacht, Ideen werden gegeneinander ausgetauscht, und das Herz öffnet sich dem Herzen. Selbst die Beobachtung der Berufs- und Menschen-Pflichten wird durch den mäßigen Genuß erlaubter sinnlicher Vergnügungen erleichtert, und indem der Geist unter solchen Genüssen ausruht, sammelt er neue Kraft und Stärke zur Arbeit und Thätigkeit, und reift eben durch diesen Wechsel von Arbeit und Ruhe, von Vergnügen und Thätigkeit zu höherer Vollkommenheit. Wäre der Werth der unschuldigen Freuden der Sinne nicht ausgemacht und entschieden, wie hätte es je auch unter den aufgeklärtesten und gesittetsten Völkern der Erde zur allgemeinen Sitte werden können, jede politische, selbst jede religiöse Feyerlichkeit mit Gastmalen, mit Gesang und Tanz zu begleiten? — — Auch für uns, die wir heute an Ihrem Jubelfeste, Geliebtester Vater! versammelt sind, müsse der heutige Tag ein Tag der festlichsten

Freude seyn, und die frohen Gefühle des Dankes und der Freude, die aus Ihren Bliken lächeln, müssen uns alle zu gleicher Freude begeistern!

Τὶς νῦν τοῖς ἡμέτερον ἡδε, φίλε πάτερ, ἢ μάλα χαῖρε.



Kurzgefaßter
L e b e n s l a u f
des
J u b e l - G r e i f e n.

Von Ihm selbst aufgesetzt.

Kurzgefaßter

Lebenslauf

des

Jubel - Geistes

Von ihm selbst verfaßt

Leonberg, eine Württembergische Amtsstadt, drei Stunden von Stuttgart, ist der Ort, wo ich den 17. Nov. 1722. als der Erstgeborne von zwölf Brüdern das Licht der Welt erblickte.

Meine Eltern schickten mich in die dafige lateinische Schule, und mein Vater, Stadt- und Amts - Zinkenist allda, gab mir auch Unterricht in der Musik, und wollte mich zu seiner Kunst erziehen; die Vorsehung aber lenkte es durch einen Vorfall, dessen unten gedacht werden soll, dahin, daß ich den Studien gewidmet wurde.

Diesem nach wurde ich in meinem 14ten Jahr, in die Kloster - Schule zu Blaubeuren, als Alumnus und Theologiæ consecraneus aufgenommen, wo ich mit meinen Commilitonen 2 Jahre blieb, und 1738. in das höhere Kloster Bebenhausen befördert wurde. Hier fanden wir an den beiden Professoren Sartorius, nachmaligem Kanzler in Tübingen, und Essig,

solche Lehrer, die uns nicht nur mit väterlicher Liebe behandelten, sondern auch durch ihren gründlichen Unterricht, wohin ich besonders des Erstem lichtvollen Vortrag in einem Collegio logico - mathematico rechne, in zweien Jahren so weit brachten, daß, als wir im Jahr 1740. in das theologische Stift nach Tübingen fortrückten, nach unserm ersten Examen, und bei dem darauf erfolgten Baccalaureat ein Programm gedruckt wurde, welches Lehrern und Schülern gleich ehrenvoll war.

Wir studirten nun in Tübingen zwei Jahre lang Philosophie, unter Creuling, Maichel, Kanz, Osiander und Biberstein, und nahmen im Jahr 1742. die Magisterwürde an; worauf wir drei Jahre lang der Theologie unter Pfaff, Weismann, Klemm und Cotta oblagen, und nach deren Verfluß im Jahr 1745. das theologische Examen im Herzogl. Consistorium zu Stuttgart erstunden.

Bald darauf bekam ich einen Ruf zur Hofmeisters - Stelle bei zwei jungen Herrn von Tessin; diß war mir um so erwünschter, als ich mit meinen Zöglingen in dem Hause des damaligen Pfarrers bei St. Leonhard in Stuttgart M. Christoph Heinrich Denzels, nachma-

ligen Consistorialraths und Stiftspredigers, zu wohnen kam. Unvergeßlich ist es mir, was ich in nicht gar zwei Jahren aus dem Munde und dem Umgang dieses gründlichen und geprüften Theologen hörte und lernte. Er war es, der mich zuerst mit dem Geist und den Schriften des großen Theologen Georg Calixtus bekannt machte.

Im Jahr 1747. bekam ich durch den damaligen Regierungsrath von Gemmingen, dessen Bekanntschaft ich auf der Universität gemacht hatte, und der seine Freundschaft gegen mich auch als Geheimerrath bis an seinen Tod fortsetzte, einen Ruf, den einzigen damals 16jährigen Sohn des Freyherrn von Weiler auf Lichtenberg bei Grosbotwar zur Universität vorzubereiten. Auch dieser Ruf war mir auf einer andern Seite vortheilhaft. Ich konnte die Kenntnisse und Erfahrungen des alten Herrn von Weiler, eines gelehrten und auf Reisen gebildeten Edelmanns benutzen. Mit meinem Zögling aber durchgieng ich das ganze Feld der Geschichte, las mit ihm einige der vorzüglichsten römischen Classiker, und lernte, zugleich mit ihm, aus Gundling, Achenwall, Schmausen, Mofern &c. die Verfassungen der europäischen Staaten, des deutschen Reichs, und meines Vaterlandes. Da-

bei setzte ich die theologischen Studien nicht beiseite; dann ich hatte alle 14 Tage in der Haus - Kapelle des Herrn Barons, und oftmal in der Nachbarschaft, besonders in der Kirche der Stifts - Damen zu Oberstenfeld zu predigen. Ich gab auch hier meine erste Drukschrift: Gedanken vom Antichrist über 2. Tefsal. 2, 3. 4. heraus, die ich dem um die Kritik des N. Testaments, und um die wirtembergische Kirche so hoch verdienten D. Bengel, damaligem Consistorialrath zu-eignete, dessen Schriften ich fleißig gelesen hatte. Unter diesen Beschäftigungen verflossen mir drei Jahre, wie drei Monate. —

Zu Anfang des Augusts 1750. hatte ich, beinahe an einem Tag, einen Ruf von den Herrn von Gaisberg zur Pfarrei Kleinbotwar, und vom Herzogl. Consistorium zu dem durch den Tod des Präceptors Hammer erledigten Präceptorat am Stuttgarter Gymnasium.

Hier stand ich an einem Scheideweg, unchlüßig, welchen von beiden ich betreten sollte, und doch mußte einer ohne langes Zaudern gewählt werden. Der Rath des damaligen Consistorialraths und Oberhofpredigers D. Fischers, des Grosvaters meiner nachmaligen Schwiegertochter, (der Kammerräthin) lenkte

lenkte meine Wahl für die Stelle am Gymnasium. Und, o wie gut war dieser Rath! dann hier konnte ich in der Hauptstadt des Landes den vielen Söhnen, die mir geboren wurden, ohne großen Kostenaufwand eine gute Erziehung geben. Hier kam ich durch mein Lehramt mit den angesehensten Familien der Residenz in eine Verbindung, die mir derselben Gunst und thätige Unterstützung gewährete, und mir mein mühevolltes Amt nicht wenig erleichterte; hier hatte ich auch des regierenden Herzog Karls Gnade auf vielfache Weise zu genieffen.

Nachdem ich an Bartholomäi 1750. mein Lehramt angetreten hatte, trat ich in den Ehestand mit Jakobina Elifabetha, einer Tochter des kurz zuvor verstorbenen verdienten Präceptors am Gymnasium M. Johann Jakob Hammers, mit welcher ich 25 Jahre in vergnügter Ehe gelebt, und 12 Söhne erzeugt habe, von denen noch 6 im Leben sind, nemlich:

- 1) M. Johann Jakob Heinrich, der Erstgeborene, Professor bei der hohen Karlschule, 1772. am Gymnasium seit 1792. geb. den 8ten Nov. 1751.

2) Philipp Andreas, der Zweitgeborne, Handelsmann zu Vaihingen an der Enz, geb. den 16ten Sept. 1753.

3) Johann Wilhelm, der Drittgeborne, Commissarius bei dem Herzogl. Kirchenraths - Revisorat in Stuttgart, geb. den 24ten Merz, 1755.

4) Friderich Christoph, der Fünftgeborne, Herzogl. Rent - Kammerrath und Umgelds - Inspektor zu Stuttgart, geb. den 17ten April, 1759.

5) M. Johann Christian, der Eilftgeborne, des Predigamts Candidat, und Vikar bei mir, geb. den 17ten Nov. 1771.

6) Karl Benjamin, der Zwölftgeborne, Associates und Direktor der Gsell- Reinhardischen Speditions - Handlung in Lauingen, geb. den 8ten Sept. 1774.

Die vier Erftern find verheirathet, und ich erlebte durch sie mehrere Enkel, davon noch 6 am Leben find.

So schwer auch die Sorgen waren, welche mir die Erziehung einer zahlreichen Fa-

milie auflegte, so deutlich verspürte ich den Segen und Beistand Gottes in dem Grade, wie jene heranwuchsen. So fügte es die göttliche Vorsehung, daß mein ältester Sohn schon im 22sten Jahr seines Alters bei der damaligen Militair - Akademie auf der Solitude als Professor angestellt wurde, und neben dem, daß meine Erwartung von ihm so früh in die Erfüllung gieng, mir zugleich weitere Kosten ersparet wurden. Diese seine Anstellung wurde zugleich in der Folge die Veranlassung, daß Herzog Carl zween meiner jüngern Söhne, von denen der Jüngere nachher am Ende seines akademischen Laufes starb, der Aeltere aber noch lebt, und wie oben erwehnt, bei der Herzogl. Rentkammer in einem öffentlichen Amt steht, unentgeltlich in dieses Institut aufnahm. Daraus erklärt sichs, wie ich als ein Mann ohne Vermögen, die Kosten zu Erziehung so vieler Söhne aufbringen, und wie es mir gelingen konnte, dieselben zu brauchbaren Bürgern und Dienern des Staats zu erziehen.

Die Freude, die ich in meinem höhern Alter, an allen noch lebenden, Gott zum Preis! erlebt habe, ist mir ein reicher Erfaz für alle Sorgen und Arbeiten, die ich auf ihre Bildung verwandte, und der Gedanke, sie bei

meinem Tod als treue Diener und nützliche Bürger des Staats zurückzulassen, erheitert mir den Abend meines Lebens. Nicht minder verehere ich auch darinnen die Wege, welche mich die Vorsehung führte, daß ich durch meine Verbindungen in der Residenzstadt, wo ich lebte, auch ein Werkzeug zum Glück und Fortkommen meiner Brüder geworden bin.

Mein Lehramt, das gewiß mühevoll war, wurde mir doch auf mannigfache Art verfüßt. Ich verdanke es der göttlichen Gnade, daß sie mir einen immer heitern Geist, und gefunden Körperbau verliehen hat. Es war ferner eine unschätzbare Fügung der Vorsehung, daß ich mit meinen beiden Herzensfreunden, dem vor dritthalb Jahren verstorbenen Prälat Bernhard, und dem vor zwei Jahren verstorbenen Pfarrer Müller in Fehlbach den wichtigsten Theil meines Lebens in Stuttgart zubringen, und wir uns in freien Stunden unsere Ideen, über alles, was uns interessant war, mittheilen konnten. Dem Eifer des Leztern, der 15 Jahre lang mein Amts - College war, und meiner Wenigkeit, hatten es die Präceptoren des Gymnasiums zu verdanken, daß ihr Rang und Einkünfte schon damals verbessert wurden. Ich war von der ersten Classe an immer Müllers unmittelbarer Nachfolger, und als derselbe im

Jahr 1763. aus der vierten Classe zu der ansehnlichen Pfarrei Fehlbach, zwei Stunden von Stuttgart, befördert wurde, rückte ich an seinen Platz; und nach dem Anno 1777. erfolgten Tode, des in der fünften Classe lehrenden Professors Christian Zimmermanns, kam ich an dessen Stelle, und erhielt in dem darauf folgenden Jahr ebenfalls den Charakter und Rang eines Professors am Gymnasium. Den Antheil, den ich an der Verbesserung der Schulbücher, während meines Lehramts hatte, übergehe ich, und bemerke nur dieses, daß ich unter allen Lehrern des obern und untern Gymnasiums, seit seiner Stiftung, am längsten, nemlich über 38 Jahre gedient, und wie ich hoffe, nicht ohne Segen und Beifall meiner Obern gearbeitet habe. In dieser langen Zeit haben über 1200 Schüler meinen Unterricht genossen, und es ist mir ein herzerhebender Gedanke, daß ich unter dieser Zahl, außer so manchen wackern Bürgern, vorzüglichen Künstlern, und ansehnlichen Kaufleuten, nicht nur viele der Kirche und dem Staat in hohen und niedern Aemtern dienende Männer, sondern selbst solche anführen kann, die noch jetzt in hohen Ehren - Stellen an dem Gemein - Wohl mit Eifer und Thätigkeit arbeiten. Wie könnte ich hier die Namen eines Spittlers, nunmehrigen wirklichen

Geheimen-Raths, eines Generals von Mylius, eines Geheimen - Raths von Üxküll, eines Kirchen-Raths-Direktors von Hochstetter, mit Stillschweigen übergehen, zumal da ich von allen diesen Männern so manche besondere Proben ihrer Gewogenheit und Zuneigung zu rühmen habe.

Was mir ferner mein Lehramt in Stuttgart angenehm machte, war dieses, daß ich hier immer neuen Stoff zu Erweiterung meiner pädagogischen und Sprachkenntnisse fand, auch meinen Hang zu literarischen und historischen Kenntnissen sattfam befriedigen konnte. Zeugen hievon sind die Schriften, die ich in Druk gab, und von denen in Herrn Hofrath Meufels gelehrtem Deutschland ein Verzeichniss zu finden ist.

Dreier von denselben muß ich besonders gedenken. Im Jahr 1767. gab ich heraus: Historisch kritische Nachrichten von den sechs ersten deutschen Bibelausgaben, von 1462 bis 1477. Stuttgart 8. Die zweite Auflage dieser Schrift, die mit acht vor den Zeiten Luthers edirten Bibeldrukten vermehrt wurde, erschien 1779. unter dem Titel: Literarische Nachrichten von der hochdeutschen Bibelübersezung, welche bis zum Jahr 1518. vierzehnmal ge-

druckt worden, samt einer charakteristischen Beschreibung dieser 14. Ausgaben. In dieser Schrift habe ich die Dunkelheiten aufgehellet, und die Widersprüche gehoben, die in diesem damal noch unbearbeiteten Fach der biblischen Literargeschichte unter den Literatoren herrschten. Durch dieselbe bin ich auch in einen weitläufigen Briefwechsel gerathen, mit den Bibliothekaren in Wien, Dresden, Berlin, Wolfenbüttel, Weimar &c. wie auch mit dem Fürst Abt Gerbert in St. Blasien, mit Schoepflin, Schellhorn, Brucker, Giese, Wedekind, und besonders mit Herrn Panzer in Nürnberg, der auf meinem Wege fortgieng, und was mir unbekannt geblieben war, vollständig machte.

Da ich von jeher, schon zur Zeit des Professors am Gymnasium und Bibliothekars M. Heinrich Wilhelm Klemmen, nachherigen Spezial - Superintendenten und Doctors Theologiae in Tübingen (des Vaters meiner obgedachten Schwiegertochter) einen nähern Zutritt zu der Herzogl. Bibliothek hatte, auch der darauf folgende Bibliothekar, der berühmte Herr Professor Lebret, jeziger Kanzler in Tübingen, meine bei der Bibliothek erlangte Erfahrungen nuzte: so wurde auch durch mich dem Herzog Carl der große Literator Panzer bekannt,

und dies gab Veranlassung, dafs, als der Herzog die Lorkische Bibelsammlung erkauft hatte, auch die Panzerische, an Zal zwar geringere, aber an innerm Werth weit reichhaltigere, und zwar um einen viel geringeren Preis erkauft wurde. Sollte man sich entschliessen, die vielen Dupletten und Tripletten von den seltensten Ausgaben, die in der württembergischen grossen Bibelsammlung sich befinden, loszuschlagen, und dagegen die Seltenheiten eines de Roffi, und was der Stuttgarter Bibliothek noch abgeht, einzukaufen: so würde diese Bibelsammlung ein Kleinod seyn, das seines Gleichen in der Welt nicht hätte.

Auch des deutschen Sprach - Forschers in zwei Theilen, Stuttgart bei Metzler 1777. 1778. mufs hier Erwähnung geschehen. Diese Schrift gab ich mit meinem Freunde Fulda gemeinschaftlich heraus. Wir erklärten uns darinnen gegen den Oberflächlichen Sprachdespotismus mit Nachdruck, und stellten ächte aus der Natur unserer Sprache gehobene, von den meisten Grammatikern bisher übersehene Grundsätze auf, die man jetzt erst mehr beherzigt und benuzet, nachdem die Cabale ihre Endschaft erreicht, die vom Leipziger Buchhändler - Monopol wider unsere Schrift erregt wurde, und damals so viel

wirkte, daß unser Verleger es nicht wagen durfte, bei dem Geschrei — was kann aus Schwaben Gutes kommen — den Verlag unserer Schrift fortzusetzen, die, wenn andere Provinzen sich angeschlossen hätten, bei ihrer Fortsetzung für unsere Sprache wohlthätig hätte werden können. Allein mit der Oberfächfischen Alleinherrschaft war es nicht verträglich, auch andere Provinzen, besonders das südliche Deutschland an der Ehre der Vervollkommnung unserer Sprache Theil nehmen zu lassen. Indessen bewirkte doch diese Schrift, daß einzelne Sprachkenner, z. B. Herr Hofrath und Professor Schütz in Jena, daraufachteten, und die gelehrten Gesellschaften zu Mannheim und Anhalt - Bernburg mich und Herrn Fulda zu Ehren - Mitgliedern aufnahmen. Noch bemerke ich, daß ich aus dieser und der gleich folgenden Zeitperiode einige Briefe besitze von Bodmer, Schultheß, Aichinger, Denis, Braun, Hemmer, und Mäzke; auch von Schlözer und Georg Forster, die in die folgende Zeitperiode gehören.

Im Jahr 1789. gab ich heraus: Historische Ausführung über das Gesetz der Unteilbarkeit und des Erstgeburts-Rechts in dem württembergischen Fürstenhause &c. Frankfurt und

Leipzig (Heilbronn) 8. Das Verdienst dieser Schrift, wenn es mir erlaubt ist, selbst davon zu reden, besteht darinn:

- a. Dafs sie ihr Thema historisch richtig darstellt, und bei einer kurzen Uebersicht der Geschichte Wirtembergs von 1250. bis 1737. die Folge der regierenden Grafen, zuerst durch Zahlen bei denselben Namen, angibt, so dafs in Zukunft kein Mißverstand noch Verwirrung mehr Statt hat.
- b. Dafs sie zuerst, eine von den bisherigen vielen Fabeln gereinigte Geschlechts-Tafel des Herzoglichen Stammes liefert.
- c. Dafs darinnen das allmälige Entstehen der wirtembergischen Landstände kurz und deutlich entwickelt worden.
- d. Dafs eine Landcharte (die Erste dieser Art) dabei befindlich ist, worauf die Anfangs ganz kleine Graffschaft Wirtemberg samt allen Erwerbungen zu sehen, die theils von den Grafen, theils von den Herzogen gemacht worden, alles durch Farben unterschieden, nebst einem chronologischen Verzeichnisse der

Ort - Graf - und Herrschaften, wie sie nach und nach, durch Kauf, Tausch, Schenkung, Erbschaft und Eroberung an Wirtemberg gekommen sind; anderer minder beträchtlicher Entdekungen nicht zu gedenken, betreffend 1) das Benehmen des Grafen Heinrichs im Elfas, das Sattlern unbekannt geblieben. 2) Das Auffinden der Geburtsjahre Graf Ludwigs des Ersten und seines Bruders Ulrichs des Fünften. 3) Die Widerlegung der von Sattlern veranlaßten und von Volzen und andern angenommenen irrigen Meinung, als ob Graf Eberhard im Bart zur Zeit des Münfinger — und der darauf folgenden Verträge noch einen Sohn im Leben gehabt hätte &c.

Diese Schrift erhielt nicht nur den Beifall des damals regierenden Herzog Carls und seiner Rätthe, sondern es beehrten auch die damaligen Landstände, den Verfasser mit einem Geschenke. Die Herrn Brüder des Herzogs, die nachmaligen Regenten Ludwig Eugen und Friederich Eugen, denen ich meine Schrift übersandte, beehrten mich mit sehr gnädigen Handschreiben. Mit gleicher Huld und Gnade nahmen Se. jeztregierende Herzogliche Durch-

laucht die Schrift auf, als ich sie Höchstdenenenfelben in Ludwigsburg unterthänigst überreichte.

Seit langer Zeit her hatte ich vieles gesammelt, was zu Aufklärung des zu Tübingen und Urach in der Mitte des 16ten Jahrhunderts veranstalteten Slavischen Bücherdrucks beitragen konnte. Ich übergab aber meine Sammlung dem Herrn Professor Schnurrer in Tübingen, überzeugt, daß meine Beiträge und Materialien unter der Bearbeitung dieses treflichen vaterländischen Geschichtsforschers ungemein gewinnen würden. Ein Beweis hievon ist, der von ihm erst im vorigen Jahr 1799. edirte Slavische Bücherdruck in Württemberg, Tübingen 8.

Ich war auch der Erste, der von Mömpelgard, dieser Terra incognita, einen Auffaz dem Herrn Hofrath Meufel zur Bekanntmachung übersandte, und dadurch weitere Aufklärungen veranlafste, die man zum Theil in Hausleutners Schwäbischem Archiv antrifft.

Endlich will ich noch kürzlich berühren, daß ich während der merkwürdigen Periode des siebenjährigen Kriegs auf dringendes Er-

fuchen des noch lebenden Herrn Hof- und Kanzlei- Buchdruckers Cotta die Redaktion seiner politischen Zeitung, wie auch die Fortsetzung der damals stark gelesenen Flugschrift, der holländische Volontair genannt, übernommen hatte. Mit dem Hubertsburger Frieden im Jahr 1763. endigte sich aber diese, zwar mühsame, jedoch für mich in mancher Hinsicht angenehme Nebenarbeit. —

Bei den erfreulichen Schikungen in meinem Leben, deren ich bisher gedacht habe, hat es aber auch an manchen Prüfungen und Leiden nicht gefehlt. Außer dem, daß ich vier meiner Kinder schon in ihrer Kindheit wieder verlor, mußte ich auch zweien herangewachsenen hoffnungsvollen Söhnen, Karl Christian, dem Siebenden, und Konrad Immanuel, dem Achten der Geburt nach ins frühe Grab sehen. Der Erstere, geboren den 1. Okt. 1763. starb im Anfang des Jahrs 1784. als Zögling der hohen Carlschule, worinnen er gerade den Cursum medicinæ absolvirt, und durch Fleiß und Geschiklichkeit sich Preise erworben hatte, an der damals umgehenden Gallenkrankheit; der Andere, geboren den 19ten Juli 1765. erlag im Jahr 1787. einer den Aerzten selbst unerklärbaren Krankheit, nachdem er mehrere Jahre hindurch die

fürchterlichsten Symptome auszustehen hatte. *)

Den schmerzlichsten Verlust aber erlitt ich durch den Tod meiner ersten Gattin, die im Jahr 1775, ein Jahr nach der Geburt ihres zwölften Sohnes an einer auszehrenden Krankheit starb.

*) Dieser Sohn hatte wirklich von der Natur außerordentliche Gaben und Anlagen erhalten. Er faßte eben so leicht und schnell, als er seine Ideen fest zu halten wußte. Er hatte neben einem guten Gedächtniß und lebhafter Einbildungskraft einen scharfen Verstand. In philologischen, mathematischen und historischen Kenntnissen machte er gleich schnelle Fortschritte. Eben diese allzufrühe Entwicklung seiner Geisteskräfte zog ihm vermuthlich jene traurige Krankheit zu, deren Opfer er wurde. — Als er um dieser Krankheit willen den Studien entsagen mußte, besuchte er mit Herzoglicher Erlaubniß, von Haus aus die hohe Karlschule, um sich den Künsten zu widmen. Er machte auch in diesem Fach ungewöhnliche Fortschritte, so daß seine Lehrer selbst ihre Verwunderung darüber bezeugten. Aber ach! mitten unter der Beschäftigung mit einer Zeichnung, überfiel ihn in der Akademie auf einmal wieder ein so heftiger Paroxysmus, daß er nach Haus gebracht werden mußte. Und nun sah er auch die Akademie nicht mehr. Lange Zeit nachher fand mein jüngster Sohn eine Zeichnung von ihm, in der Kunstsammlung des Herrn D. Grambs in Frankfurt, die er an dem unten beigefetzten Namen erkannte.

Nach siebenjährigem Wittwerstand trat ich in die zweite Ehe mit der Wittwe des Spezial-Superintendenten Christliebs zu Heidenheim, einer Tochter des indessen in einem hohen Alter verstorbenen Stadtpfarrers zu Heubach, M. Hagmaiers, die mir aber nach vierzehnjähriger Ehe den 1. Juli 1796. auch wieder entrißen wurde.

Ich komme nun zu demjenigen Zeitabschnitt meines Lebens, in welchem ich, obgleich schon in einem ziemlich hohen Alter, das Schulamt mit dem Predigamt und der Seelsorge verwechselt habe. Es gefiel nemlich im Jahr 1788. dem Herzogl. Konsistorium mich aus meiner bisher beschwerlichen Laufbahn in eine ruhigere Lage zu versetzen. Die Pfarrei Plochingen, vier Stunden von Stuttgart, und zur dasigen Diöcese gehörig, wurde erledigt; ich bat darum, und erhielt sie. An Lichtmess 1789. zog ich auf, und bald nachher wurde ich auch der Gemeinde durch den damaligen Dekan Bernhard, mit dem ich längst durch das genaueste Freundschaftsband verbunden war, feierlich vorgestellt. Bei dieser meiner Investitur hatte ich das Vergnügen, daß meine ganze Familie dabei gegenwärtig war, und daß mein obengedachter Freund, der Pfarrer Müller in Fehlbach, und mein Schwiegervater Hagmaier von Heubach die Zeugenstelle in Person vertraten. Von jener

Zeit an liefs mich Gott während meines nun fast zwölfjährigen Pfarramtes manche Proben der Liebe und des Zutrauens von Seiten meiner Gemeinde erfahren. Dafs es mir aber auch hier an Widerwärtigkeiten nicht gefehlet, liegt in der Ordnung der Dinge. Gott stärkte indeffen meine Kräfte, dafs ich, ohne eine merkliche Abnahme derselben zu verspüren, mit Beihülfe eines Vikars alle Kirchliche und in die Seelsorge einschlagende Geschäfte meines Amts habe versehen können. Vielmehr scheint, die Veränderung, welche mit mir durch den Eintritt ins Predigamt vorgegangen, habe zu Verlängerung meines Lebens beigetragen. Denn die gesunde Landluft, der Umstand, dafs ich mehr über meine Zeit Herr, und nicht täglich an bestimmte Stunden gebunden bin, auch dafs ich nun seit mehreren Jahren von meinem eigenen Sohn als Vikarius in den Pfarramtlichen Geschäften unterstützt werde, ist ein grosser Gewinn für mich alten Mann, und hat auf meine Gesundheit und Leben den wohlthätigsten Einflufs.

Durch die Verwechslung des Schulstandes mit dem Predigamt kam ich auf gewisse Weise in eine neue Schule, und hatte Gelegenheit in der neuen Laufbahn auch neue mir bisher noch unbekannte Erfahrungen zu machen. Die

mancherlei Mißbräuche und abergläubische Meinungen, die leider! noch immer unter dem groffen Haufen im Volk herrschen, boten mir manchen Kampf dar, und ich erfuhr, daß gegen eingewurzelte, von Voreltern geerbte Vorurtheile und Aberglauben die überzeugendsten Gründe manchmal nichts vermögen.

Nur die Zeit und ein guter Schulunterricht kann diesen Feind besiegen. Uebrigens habe ich einiges Anstößige in der Gemeinde mit Beifall eines groffen Theils derselben abgethan, und verbesserte Einrichtungen unter Genehmigung meiner Obern getroffen. Ein paar liturgische Aufsätze erwarten in meinem Pult gelegene Zeiten.

Unter den merkwürdigen äuffern Ereignissen, die sich seit meinem Aufenthalt in Plochingen zugetragen haben, kann ich den Durchzug der Franzosen durch Wirtemberg im Jahr 1796. nicht ganz unbemerkt lassen. Er geschah auch hier nicht ohne Unordnungen und Excesse. Indessen erfuhr ich ausser einem Einbruch in den Keller, sonst keinen Verlust oder Unannehmlichkeit. Die Offiziere lieffen sich an meinem Tische schmeken, und bei aller äufferlichen Höflichkeit, blikte doch ihr Stolz und ihre Verachtung anderer Nationen sichtbar hin-

durch. Als General Lambert, und Nansouti, nebst andern Offizieren bei mir waren, und mich fragten, ob gegen die Donau hin viel Gebirge und Festungen seien; so gab ich die freimüthige Antwort: nein, aber desto mehr Blachfeld, besonders das bei Höchstätt. — Lambert lächelte, und sagte: das werden wir vermeiden. Der Erfolg hat gelehrt, wie diß geschehen; er selbst wurde durch eine Kugel bei Ingolstadt getödtet. — Indem ich dieses schreibe, rücken zum zweitenmal französische Truppen von der Armee des Ober - Generals Moreau hier ein; dißmal kommen sie siegreich von Höchstätt her. Gott gebe! daß dieser Besuch der letzte seyn, und einen baldigen Frieden zur Folge haben möge!

Ehe ich schliesse, sei es mir erlaubt, noch einige besondere Fälle der göttlichen Providenz über mich und mein Haus anzuhängen.

1) Als neunjähriger Knabe wurde ich im Jahr 1731. mit noch sechs meiner jüngern Brüder, im Schlosse zu Leonberg, wo die Landesherrschaften Mittagstafel hielten, Denselben vorgestellt. Der Herzog Eberhard Ludwig hatte sich mit seiner Gemalin, nach einer vieljährigen Trennung, wieder vereinigt. Da der einige Prinz

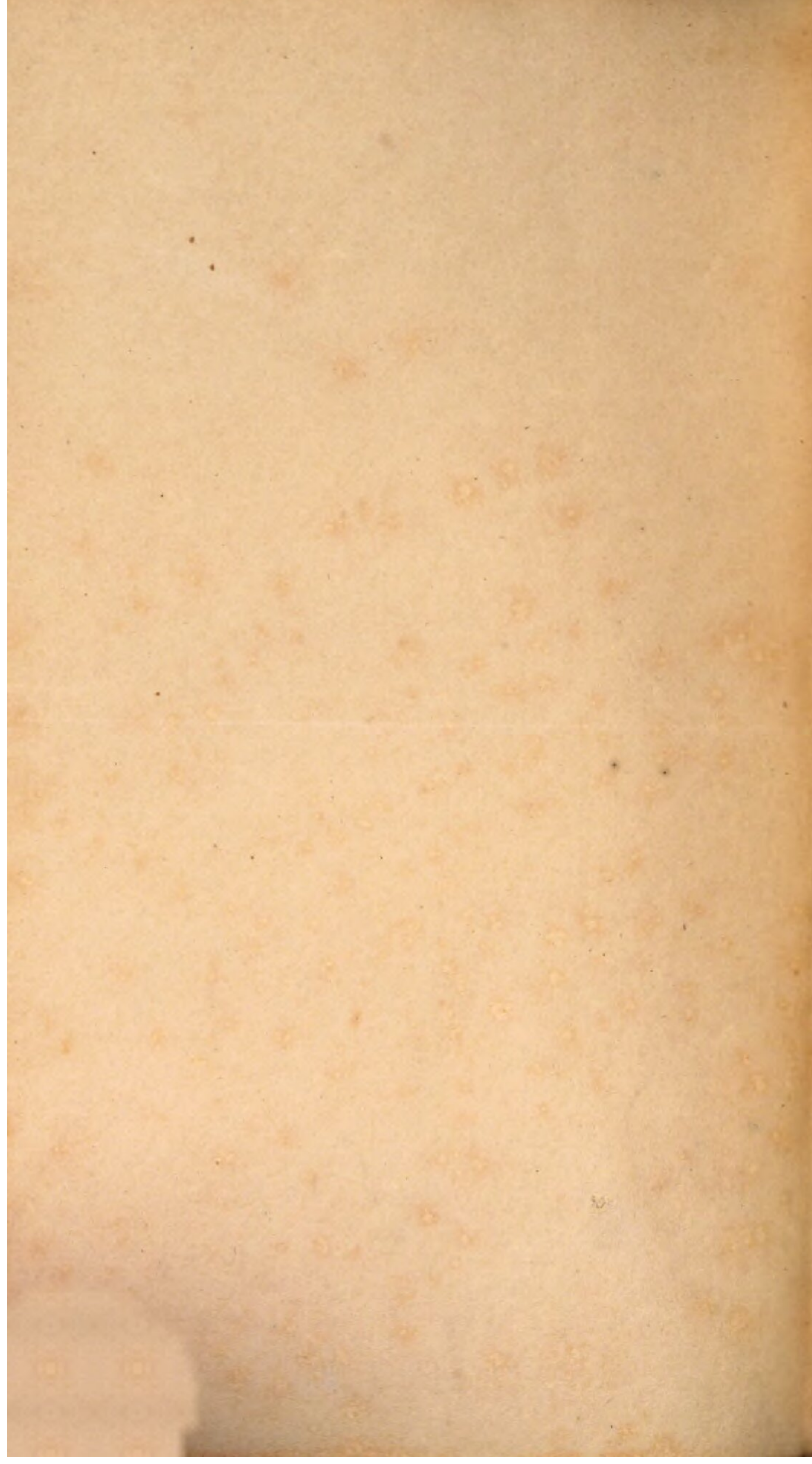
des Herzogs kurz vorher ohne männliche Erben verstorben war, so wünschte und hoffte das Land noch einen fürstlichen Erben. Die Hofleute dachten vielleicht, der Anblick von sieben blühenden Knaben, dürfte auf die Imagination einen Eindruck machen. Durch ihr Betrieb wurden wir also vor die Tafel des Fürstenpaares gestellt, und ich als der Aelteste hatte die Gnade, bei Ueberreichung einer Bittschrift der Herzogin die Hand zu küssen. Mein Vater erhielt eine gnädige Resolution, aber der bald darauf erfolgte Tod des Herzogs machte die fürstliche Zusage rückgängig; dessen ungeachtet blieb mein Vater entschlossen, mich auch ohne die verheißene Herzogl. Unterstützung studiren zu lassen,

- 2) Die Geburt meines zwölften Sohnes, Karl Benjamin, war auch ausgezeichnet. Da ich selbst der Erstgeborne von zwölf Brüdern war, nun auch Vater von zwölf Söhnen wurde, auch die Geburt dieses Zwölften gerade an dem Tag geschah, an welchem ich 24. Jahr vorher mit seiner Mutter getrauet wurde: so erbat ich um der Seltenheit des Falles willen den Herzog Carl zum Paten desselben. Nicht nur Se. Herzogl. Durchlaucht nahmen es

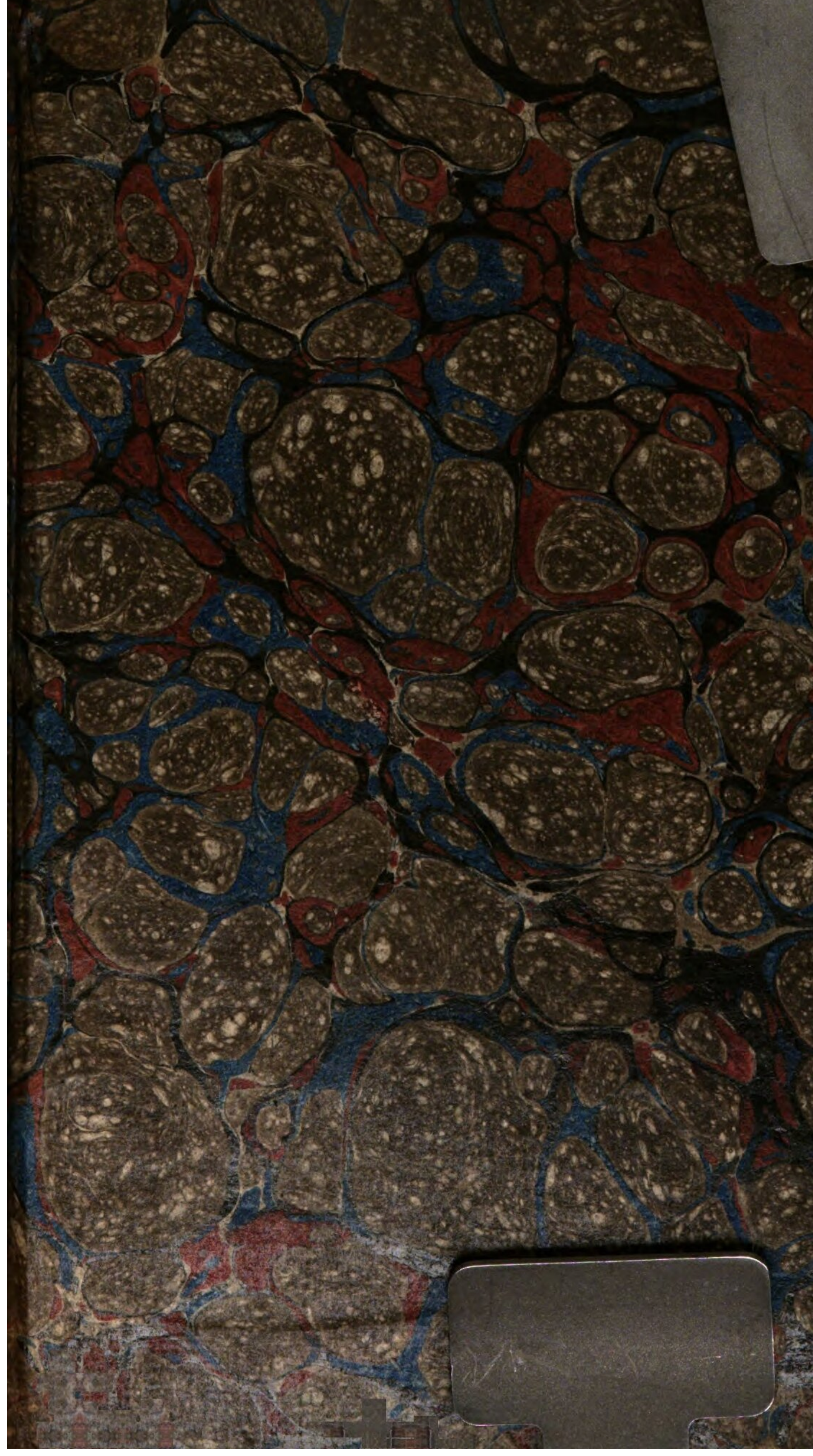
gnädig auf, sondern auch alle Chefs der Herzogl. Collegien vertraten die Patenstelle in Person. Eine Hochlöbliche Landschaft gab der Mutter und Sohn ein ansehnliches Geschenk, und der Hochlöbliche Magistrat in Stuttgart ertheilte, neben einem Geschenk für die Mutter, dem Kinde das Bürgerrecht unentgeltlich.

- 3) Der seltenste Fall aber der göttlichen Vor-
 sehung über mich ist der: das mich Gott
 in meinem 78sten Lebensjahr bei guter Ge-
 sundheit und Kräften, nach 50. Amts-
 jahren eine Jubel - Feyer mit meinen Kin-
 dern, Gönnern und Freunden unter Gebet
 und Danksagung erleben läßt,

Hier muß ich verstummen, und kann
 kaum noch dem Altvater Jakob die Worte ab-
 borgen: Herr, ich bin zu geringe aller Barm-
 herzigkeit und aller Treue, die du an deinem
 Knecht gethan hast! Gen. 32, 10.









Nast, Johann J.

Ueber Homers Sprache aus dem Gesichtspunkt ihrer Analogie mit der
allgemeinen Kinder- und Volks-Sprache

Stuttgart 1801

A.gr.a. 1509

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10233637-2